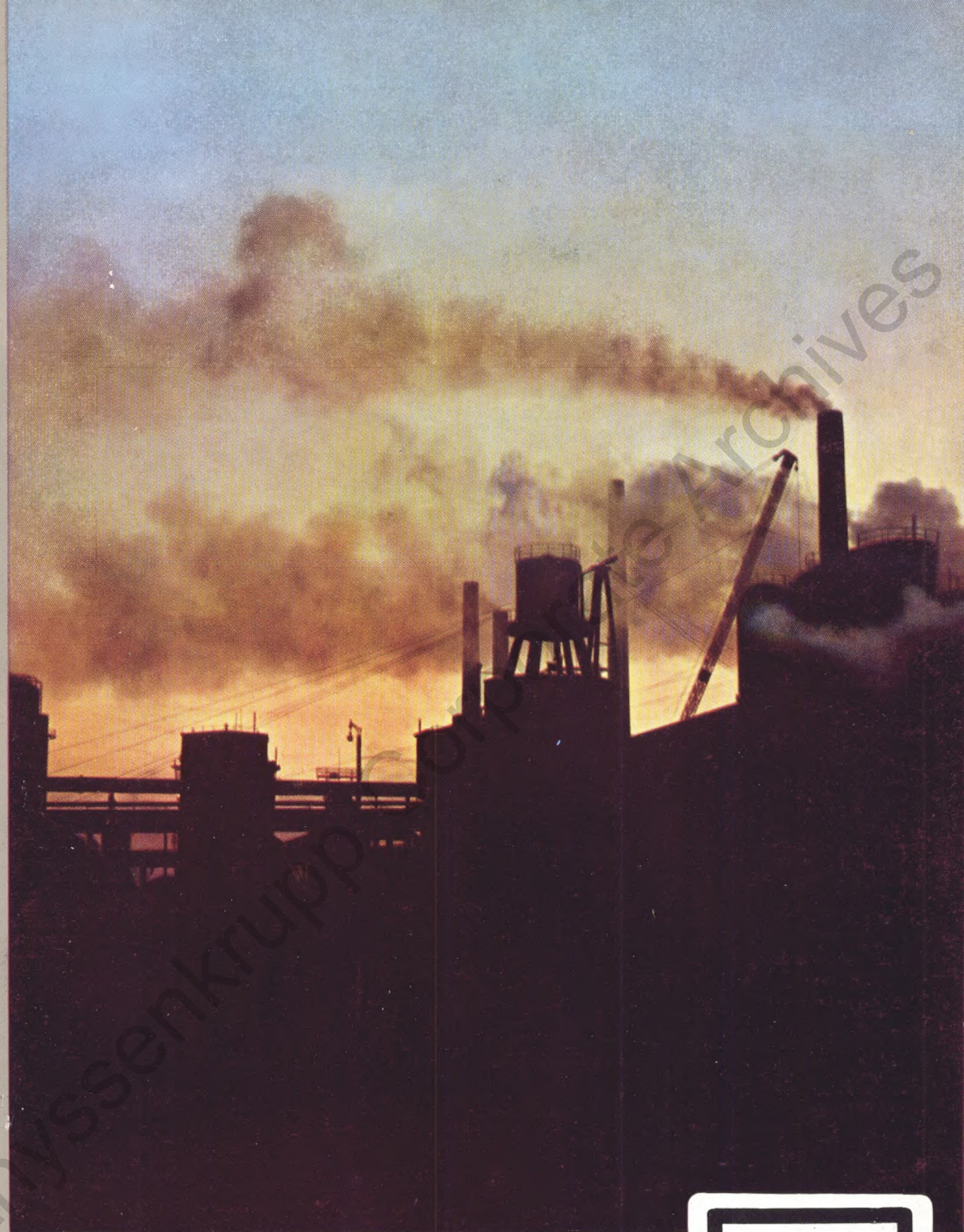




unsere



Schriftleitung: Carl Bertram Hommen, Hauptverwaltung. Fernruf 5 40 91, Hausruf 27 66 und 54 52. — Bilder: Bahr, Fotogruppe ATH, Joanowicz, List, Oczlon, Schroeder, Sethe, Der Stern, Wolf, Zwickl. Farbaufnahmen: Titelbild Bernd König, Bild der Rückseite Herbert List. — Zeichnungen und Grafik: Wilm Voßnacke. Satz und Druck: Mülheimer Druckereigesellschaft m. b. H., Mülheim (Ruhr).

Bei Nachdruck von Beiträgen und Nachrichten wird um Quellenangabe sowie um Übersendung von zwei Belegexemplaren an die Werkzeitung gebeten.

AUS DEM INHALT:

	Seite
Erkenne die Zeit — lebe richtig!	2
Weihnachtsgrüße des Vorstandes und der Betriebsvertretung	3
Arbeitsdirektor Meyer 60 Jahre	6
Bauprogramm 1957: 350 neue Wohnungen	7
Unsere Versuchsanstalt und ihre Aufgaben	10
Kinder — eine Seite der Fotogruppe ATH	14
Vier Wochen unter dem Großen Widderstein	16
Schiffe in der Wüste	18
Von China über Aachen zur ATH	21
Erlebnis New York	22
Kleine Kunst an langen Schnüren	23
ATH-Profilstraßen walzen 215 Profile	25
Hüttendirektor Fellenz 70 Jahre	24
Das erlebte ich auf der ATH - Ergebnis des Preisausschreibens	28
12 Plätze bleiben leer	29
Ein Arbeitsleben für den Hochofen	30
Erholungsziele 1957	31
Hier können die Kinder toben und spielen	32
Jubilare und Familiennachrichten	33
Rund um den Weißdorn	35

IN DER WEIHNACHTSBEILAGE:

Walter Frink: Mein Freund Viktor	I
Günter Meyer: Heiligabend an Bord	III
Eise Grüneberg: Mit dem Weihnachtsmann unterwegs	IV
Wilhelm Heinrich Riehl: Der Dom von Xanten	VI
cbh: Was machst Du in der Freizeit?	VIII

TITELBILD:

Abend über der Hütte. Die Sonne ist im Westen bereits versunken. Aber ihre letzten Strahlen tauchen den Himmel und die Silhouette unserer Hütte in ein gespenstisches Licht — ein prächtiges Bild, wie man es nicht oft auf unserem Werk erleben kann.

BILD DER RÜCKSEITE:

Arbeiten an der neuen Gasleitung am Neubau des SM-Werkes I in der Nähe von Tor I. In frischer Farbe führt die Leitung hoch an der Außenmauer des Betriebes entlang.

Erkenne die Zeit

— lebe richtig!

Weihnachtsbrief eines Werksangehörigen an seine Arbeitskameraden

LIEBER KOLLEGE! Ob Du mit diesem Brief etwas anfangen kannst oder etwas anfangen willst, das ist allein Deine Sache. Allerdings ist er für Dich ganz persönlich geschrieben worden. Du sollst ihn auch nicht so einfach runterlesen; denn außer dem kleinen ABC, das wir in der Schule gelernt haben, mußt Du auch das andere, das große buchstabieren, das uns die Zeit und das Leben beigebracht haben.

Du weißt doch noch, wie es anfängt — A wie Adolf, B wie Bezugschein; oder denke an die anderen Buchstaben, mit denen ähnliche furchtbare Worte beginnen wie Elend, Furcht, Hunger, Tod, Verzweiflung und Zusammenbruch.

Sei ohne Sorge, Kollege! Es kommt nichts von Politik. Du kannst ruhig weiter lesen. Aber nimm Dir Zeit dazu. Daß Du mir damit eine Freude machst, ist weniger wichtig, als daß Du Dir selbst einen Gefallen tust. Such Dir eine geruhssame halbe Stunde aus. Nach der Schicht, wenn Du gegessen und ein Auge voll Schlaf hinter Dir hast, wenn Du Dich auf die erste Zigarre oder Zigarette zu Hause freust, so in aller Ruhe und Gemütlichkeit und mit dem schönen Gefühl, daß zwischen Dir und der nächsten Schicht noch 'ne ganze Menge Zeit liegt. Vielleicht ist es auch jene halbe Stunde, in der Du nach dem Abendbrot zur Zeitung greifst. Das mach, wie Du lustig bist. Schließlich haben wir ja dann auch noch die Feiertage...

Du willst mir doch nicht etwa erzählen, daß Du zu jenen gehörst, die für sich selbst keine Zeit mehr haben! Oder glaubst Du mir im Ernst einreden zu können, daß man sich auf der Jagd nach dem besseren Lebensstandard nicht mal verschaffen dürfte?! Es gibt reichlich dumme Werbesprüche und manche gute. Den mit der Aufforderung „Mach mal Pause“ sollten wir uns für unsere Freizeit merken. Mach mal Pause, Kollege!



Eines mußt Du mir abnehmen, auch wenn wir uns nicht persönlich kennen: Ich habe denselben Dreck mitgemacht wie Du — Krieg, Gefangenschaft, Hungerjahre, den berühmten Tag X der Währungsreform, die Zeit der langsamen Gesundung und dann die Jahre des sogenannten Wirtschaftswunders. Und wenn ich meinen Dummen habe, sage ich natürlich das gleiche wie mein Nachbar, der mir bei jeder Gelegenheit vorstöhnt: „Wir werden niemals aus dem Schlamassel rauskommen!“ Denn auch mir fehlt noch der Fernsehapparat, die Urlaubsreise nach Spanien, und für mich wird vorerst der

einzigste motorisierte Untersatz der DVG-Bus von der Feldstraße zum Eickelkamp bleiben.

Aber nun die Frage, die der eigentliche Anlaß meines Briefes ist und die ich gern mit Dir besprochen hätte. Ist dieses Nicht-Haben, das Fehlen vieler schöner, aber nicht unbedingt lebensnotwendiger Dinge der Grund, warum viele von uns so unzufrieden sind und dadurch sich selbst und dann auch den andern sinnlos das Dasein versauern? Du solltest das besser schätzen, was Du wieder gewonnen hast, und die Zeit erkennen.



Dezember 1946. Weihnachten des ersten Friedensjahres seit Ausbruch des zweiten Weltkriegs. Schalte mal zurück, was damals auf Deinem Wunschzettel stand... Das sind jetzt zehn Jahre her, und es hat wohl kaum jemals zuvor einen gleichen Zeitabschnitt gegeben, der so reich an Spannungen und unvorhergesehenen Entwicklungen des persönlichen Daseins und der Umwelt war wie dieser.

Aber gehen wir noch einen Schritt weiter rückwärts in die Vergangenheit. Mit welcher Gleichgültigkeit und falschen Zuversicht nahmen wir 1939 unsere Lebensmittelskarten entgegen. Es mußte erst Weihnachten 1939 werden, bis wir die ganze Tragweite der Rationierung und Entbehrung begriffen und dann den bunten Marken jene tragische Bedeutung zumaßen, die sie zehn Jahre lang hindurch für uns bekommen sollten. Wie wurden jene beneidet, die glückliche Besitzer einer Schwerstarbeiterkarte waren.



Nimm es mir nicht übel, Kollege, wenn ich Deine Frau und Deine Mutter an einige andere Szenen jenes traurigen Schauspiels erinnere, in dem wir die Statisten spielten. Die zermürbende Angst um das Leben der lieben Angehörigen. Das quälende Warten auf ein Lebenszeichen des Mannes, des Sohnes, des Bruders. Erst aus dem Krieg, dann aus der Gefangenschaft. Die furchtbaren Stunden der Bombennächte in kalten Kellern

Wieder einmal verklingt die Unrast unserer Zeit in der Stille der Weihnacht. Das Jahr 1956 geht seinem Ende zu, um mit seinen guten und auch mit den uns alle erschütternden Ereignissen Geschichte zu werden.

Ein Jahr gemeinsamen Schaffens rundet sich für unsere August Thyssen-Hütte. Harte Arbeit hat es uns allen gebracht und manche Sorgen, aber auch viele schöne Erfolge, die uns mit starker Zuversicht in das nächste Jahr blicken lassen.

Der rasch fortschreitende Ausbau unserer Werksanlagen und die erhebliche Steigerung von Produktion und Absatz, die ja gerade auch im Interesse unserer Mitarbeiter liegen, verbesserten die Ertragslage der Hütte. Wir konnten daher unsere Bemühungen um die Lösung der vielfältigen sozialen Aufgaben fortsetzen und verstärken. So wurde das Bauprogramm für neue Wohnungen, vor allem für Eigenheime, besonders vorangetrieben.

Weihnachten 1956

Der Vorstand

K. Cordes Meyer

Das Jahr 1956 geht zu Ende. Aus diesem Anlaß halten wir wieder einmal Rückschau und rechnen auf, was es uns an Hoffnungen erfüllt, an Gutem und Schlechtem, an Gewinn und Verlust gebracht hat. Das Ergebnis dieser Rückschau zeigt uns eine Entwicklung, bei der zwar manche unserer Wünsche noch unerfüllt blieben, die uns aber doch zu einem gewissen Optimismus berechtigt.

Die wirtschaftliche Lage unserer Hütte ist weiterhin günstig. Dies kommt auch in Verbesserungen unserer Lebens- und Arbeitsbedingungen zum Ausdruck.

Zum ersten Male seit vierzig Jahren ist es gelungen, eine echte Arbeitszeitverkürzung zu erreichen, und zwar für die Hochöfner. Die Bedeutung dieser Regelung ist grundsätzlich und geht weit über die finanzielle Auswirkung hinaus; denn die gewonnene Freizeit

Die Weihnachtswendung für unsere Mitarbeiter konnten wir in diesem Jahre erneut erhöhen.

Das kommende Jahr wird weitere wichtige Neuanlagen in Betrieb sehen: das SM-Werk I, den siebenten Hochofen, den sechsten Konverter und die zweite Blockbrammenstraße. Damit wird unser Werk seinem Ausbauziel bedeutend näherkommen.

In diesen Tagen nun, da die Arbeit ruht, gehen unsere Gedanken auch zu jenen, die der Tod im vergangenen Jahr aus unseren Reihen riß. Sie haben der Hütte — oft in jahrzehntelanger Treue — in guten wie auch schlechten Zeiten gedient. Wir werden ihnen das nicht vergessen.

Allen Mitarbeitern unserer August Thyssen-Hütte, auch denjenigen, die heute im wohlverdienten Ruhestand leben, ihren Familien sowie den Freunden unserer Gesellschaft wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und rufen ihnen für 1957 ein herzliches Glückauf zu.

kommt der so dringend notwendigen Erholung der Mitarbeiter und ihren Familien zugute. Die gleiche Bewertung verdient auch die nunmehr für die eisen-schaffende Industrie vorgesehene allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit, sobald sie durchgeführt ist.

Dieses jetzt zur Neige gehende Jahr war für uns alle reich an Arbeit und Verantwortung. Wir haben unsere Pflicht getan, wir alle in der großen Werksgemeinschaft, und wir werden sie auch weiterhin erfüllen.

Niemand weiß, was das kommende Jahr bringt. Wir hoffen jedoch auf die Zukunft, an deren Gestaltung wir mitarbeiten wollen.

In diesem Sinne wünschen wir allen noch tätigen Mitarbeitern und Pensionären sowie ihren Familien ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr!

Die Betriebsvertretung

Rein

Betriebsratsvorsitzender

und überfüllten Bunkern, da Mütter ihre Kinder zum zweitenmal mit ihrem Leib vor aller Gefahr dieser Welt beschützten und verbluteten.

Und als dann die gespenstischen Finger der Scheinwerfer am nächtlichen Himmel erloschen und die letzten Flakbatterien auf der zerfetzten Erde verstummten, als uns keine Sirene mehr aus dem Bett jagte — ja, damals ... da empfanden wir, die wir noch einmal davongekommen waren, für einander wie Brüder und Schwestern und waren glücklich; denn die nackte Angst vor dem Tod war von uns genommen. Wir lebten, die Sonne stand noch immer über uns. Irgendwie würde das Leben schon weitergehen.

Du weißt doch noch, wie es weiter ging? Wir mußten alle ganz eng zusammenrücken. Tausende von Häusern lagen in Schutt und Asche, mehr als die Hälfte aller Werkswohnungen unserer Hütte war nicht mehr bewohnbar. Wir hatten im Winter 45/46 keine Kohlen im Keller, besaßen nur das, was wir auf dem Leibe trugen. Es gab kein Fahrrad, mit dem wir unsere vielen Hamsterfahrten bewältigen konnten. Mit unserem einzigen Anzug gingen wir schlafen, um wenigstens für einige Stunden warm zu werden. Wir kämpften erbittert und fast verzweifelt gegen das nagende Pochen der Verbrennungsmaschinerie in unserem Körper. Wer es während des Krieges noch nicht

erfahren hatte, wie weh Hunger tat, bekam das jetzt in seiner ganzen Schwere zu spüren. Wie glücklich waren wir über das Stück Brot, das uns ein günstiger Zufall über das Gewohnte hinaus in die Hände gab. Sattsein, Gaumenfreude, Wohlstand — das waren Begriffe aus einer versunkenen Welt. Der Himmel mochte wissen, ob sie für uns noch einmal emportauchen würde. Ein Blick in den Spiegel zeigte uns ein hageres Gesicht, das von Hunger, Angst, Qualen und Leid gezeichnet war.

Mit fünfzehnhundert Kalorien täglich, bei stundenlangem Schlangestehen vor leeren Läden und einer abendlichen Pfeife Siedlerstolz hungerten wir uns durch die

nächsten Jahre und nahmen rationierte Lebensmittel, Bezugscheine und Währungsreform mit einem Gleichmut hin, der uns inzwischen längst verloren gegangen ist.

Und unsere letzte Hoffnung nach beendetem Kriege, der uns alles genommen hatte, durch Einsatz des uns allein noch verbliebenen Kapitals, unsere Arbeitskraft, unseren erbärmlichen Zustand allmählich zu verbessern, ging verloren, als die Hütte demontiert und unsere Arbeitsplätze zerschlagen wurden. Der Demontagestopp am Ende dieses schrecklichen Jahres 1949 bedeutete für uns Ertrinkende die Lebensrettung. Das war das kostbarste Weihnachtsgeschenk, das wir jemals erhalten haben.



Jeder Monat eines jeden Jahres sah uns zufriedener als sein Vorgänger. Aber seitdem wir wieder alles haben, was zu einem angenehmen Leben gehört, ist es mit unserer Zufriedenheit vorbei; von einem Gefühl des Glücks oder gar einer Regung der Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal, das uns verschonte, gar nicht zu reden. Was warst Du doch damals für ein großartiger Lebenskünstler!

Die Sicherheit, sich allmählich wieder satt essen zu können, die Gewißheit, leidlich gesund durch all diese jammervollen Jahre gekommen zu sein, die zögernde Erkenntnis, das Leben werde wieder lebenswert — haben wir das alles nun so einfach in die unterste Schublade unseres persönlichen Archivs legen können? Viele von uns, vielleicht sogar sehr viele, müssen das doch offenbar so gemacht haben.

Die Gabe des Vergessen-Könnens ist eine der stärksten Waffen der menschlichen Natur, um den Willen zum Leben zu erhalten und zu entfalten. Sie kann aber auch zu einem gefährlichen Bumerang werden, jener Waffe der australischen Eingeborenen, die, zum Ziel geschleudert, in die Hand des Werfers zurückkehrt.



Siehst Du, Kollege, ich meine, wir haben zu schnell vergessen. Ist die Besitzgier, an der wir kranken, vielleicht nur darauf zurückzuführen, daß so viele von uns alles verloren haben und nun dem uralten menschlichen Sammeltrieb gehorchen, seine Sachen wieder komplett zu machen? Oder ist uns einfach das sogenannte Wirtschaftswunder zu Kopf gestiegen, das gar keins war? Denn das Wunder lag in uns selbst und wir wußten dazu eine Reihe gleichzeitiger glücklicher Umstände zu nutzen.

Es wird keinen Menschen geben, der sich gern seine eigene Dummheit bescheinigt. Aber hier bleibt uns offensichtlich keine andere Wahl. Denn wie soll man sich sonst die Tatsache erklären, daß wir trotz unserer Erfahrungen in der Kriego- und Nachkriegszeit unzufriedener sind als je zuvor und uns eigensinnig wie ein Kind gebärden, wenn wir nicht das bekommen, was wir gern haben möchten? Warum sind wir heute nicht mehr die gleichen Lebenskünstler wie vordem?

Du und ich, Dein Nachbar und der meinige, wir haben alle Voraussetzungen, um glücklich zu sein. Das ist kein Gerede, sondern eine nüchterne Feststellung. Aber ernüchternd ist die Tatsache, daß wir trotzdem nicht glücklich sind.



Nun sind das alles Dinge, die sich nach Meinung des einen oder anderen schwarz

auf weiß recht geschwollen ausnehmen, und mit dem Reden darüber ist es nicht viel anders. Wer spricht denn schon vom Glück und Glückseligkeit? Vom Geld — ja natürlich, das ist ein ander Ding. Doch wenn es eine Zeit gibt, in der auch mal ein Hüttenwerker mit seinem Kollegen über so ausgefallene Dinge wie das menschliche Glück sprechen kann, dann sind es diese weihnachtliche Tage —.

Machen wir uns doch nichts vor. Hütte, Lohntüte, Familie, Freizeit — zwischen diesen vier Eckpfosten verläuft unser

OFFEN GESAGT

Zuschriften an die Redaktion der Werkzeugzeitung

DIE MECKERZUNFT

Ein jedes Ding hat seine Feinde,
Sogar die menschliche Vernunft,
Besonders wenn sie sich zum Freunde
Erwählt die „Deutsche Meckerzunft“.

Denn diese Zunft besteht aus Leuten,
Die künstlich schüren Tag und Nacht
Die „Alltagsunzufriedenheiten“
Auch dort, wo sie nicht angebracht.

Wer dieser Zunft sich angeschlossen,
Bußt jede Überlegung ein,
Er meckert laut und unverdrossen
In der Gemeinschaft und allein.

Die Menschen dieser Zunft sind wahrlich
Verfallen einem schlechten Trieb;
Sie meckern unentwegt, beharrlich,
Und was noch schlimmer, aus Prinzip.

Sie meckern h'rum in den Betrieben,
Sie meckern in der Straßenbahn,
Sie meckern täglich nach Belieben
Von früh bis in die Nacht hinan.

Sie meckern über die Gehälter,
Sie meckern über Lohn und Preis,
Sie meckern, wenn es draußen kälter,
Sie meckern, wenn es draußen heiß.

Sie meckern ob den Vorgesetzten,
Obschon dies keine Toren sind,
Sind selbst jedoch die allerletzten,
Die für ein Amt geboren sind.

Sie meckern über alles Schöne,
Sie meckern laut beim Glase Wein,
Sie meckern morgens früh um zehne,
Sie meckern nachts beim Mondenschein.

Sie meckern selbst in ihren Träumen,
Denn ohne meckern ruh'n sie nicht,
Doch was beim Meckern sie versäumen,
Darüber meckern tun sie nicht.

Leben! Innerhalb dieses Raumes mein eigener Herr zu sein, das bestimme ich ganz allein. Auf unsere gegenwärtige Situation bezogen heißt das: Wenn ich will, bin ich heute sorgenfrei; denn ich habe mehr, viel mehr, als ich vor wenigen Jahren jemals zu hoffen wagte.

Ich weiß aus dieser Zeit her noch recht gut, daß steigendes Besitztum durchaus nicht immer steigendes Glück und wachsende Zufriedenheit bedeutet. Du kennst doch das große ABC, von dem ich zu Beginn geschrieben habe. Dann brauche ich in diesem Zusammenhang nur an zwei Worte zu erinnern, die genau den Nagel auf den Kopf treffen: Sättigung und Übersättigung.



Andere für seine Unzufriedenheit verantwortlich zu machen, ist mehr als billig, ist eine bequeme Sache und zeugt von

eigener Unfähigkeit. Weder Gewerkschaft noch Unternehmerverband, weder Regierung noch Stadtperlament werden uns das Paradies bringen. Nur ein Lump verspricht mehr als er hat. Wobei wir, nebenbei gesagt, unter Paradies 1946 ganz etwas anderes verstanden haben, als wir 1956 darunter verstehen.

Doch wenn Du nicht das Gute und Schöne dieser Zeit erkennst und es gleichsam in Dich hineinströmen läßt, dann bleibst Du Dein Leben lang ein armer Tor. Unsere Forderung auf Erhöhung unseres Lebensstandards besteht zu Recht. Wir alle haben Anspruch auf einen gerechten Anteil. Aber Wünsche sind ohne Ende. Mach mal Pause, Kollege!

Weißt Du eigentlich, wo Dein Ziel liegt? Wo willst Du hin? Was willst Du im Leben noch erreichen? Es soll Männer geben, die über dem Toto- und Lottozettel sich selbst und ihre Familie vergessen, und andere, die noch nach zwanzigjähriger Ehe ein Zwiesgespräch mit ihrer Frau führen können und Freude an ihren Kindern haben. Das sind jene, die auch Zeit für die kleinen Freuden des Alltags besitzen, in ihrem Verein, in ihrem Freundeskreis, beim Aufzäumen ihres Steckpferdes. Diese anderen müssen in der Mehrzahl bleiben, Kollege. Wir dürfen sie nicht allein lassen. Das sind echte Lebenskünstler, Lebensgenießer. Sie haben von jener Zeit gelernt, die wir ja alle durchmachen mußten, und wissen Vergleiche zu ziehen zwischen damals und heute. Die ewig Unzufriedenen und Unbelehrbaren dagegen bleiben ihre eigenen Quälgeister.



Es ist kalt draußen, und es geht ein garstiger Wind, während ich Dir diesen Brief schreibe. Aber ich habe keine Sorge, daß mein Feuer im Ofen ausgeht; denn Kohlen sind genug im Keller. Das Mittagessen war gut und reichlich wie seit Jahr und Tag. Der schwarze Stumpfen, den ich mir hinterher ins Gesicht steckte, hatte eine wundervolle weiße Asche. Ich glaube, bei dieser Sorte werde ich bleiben.

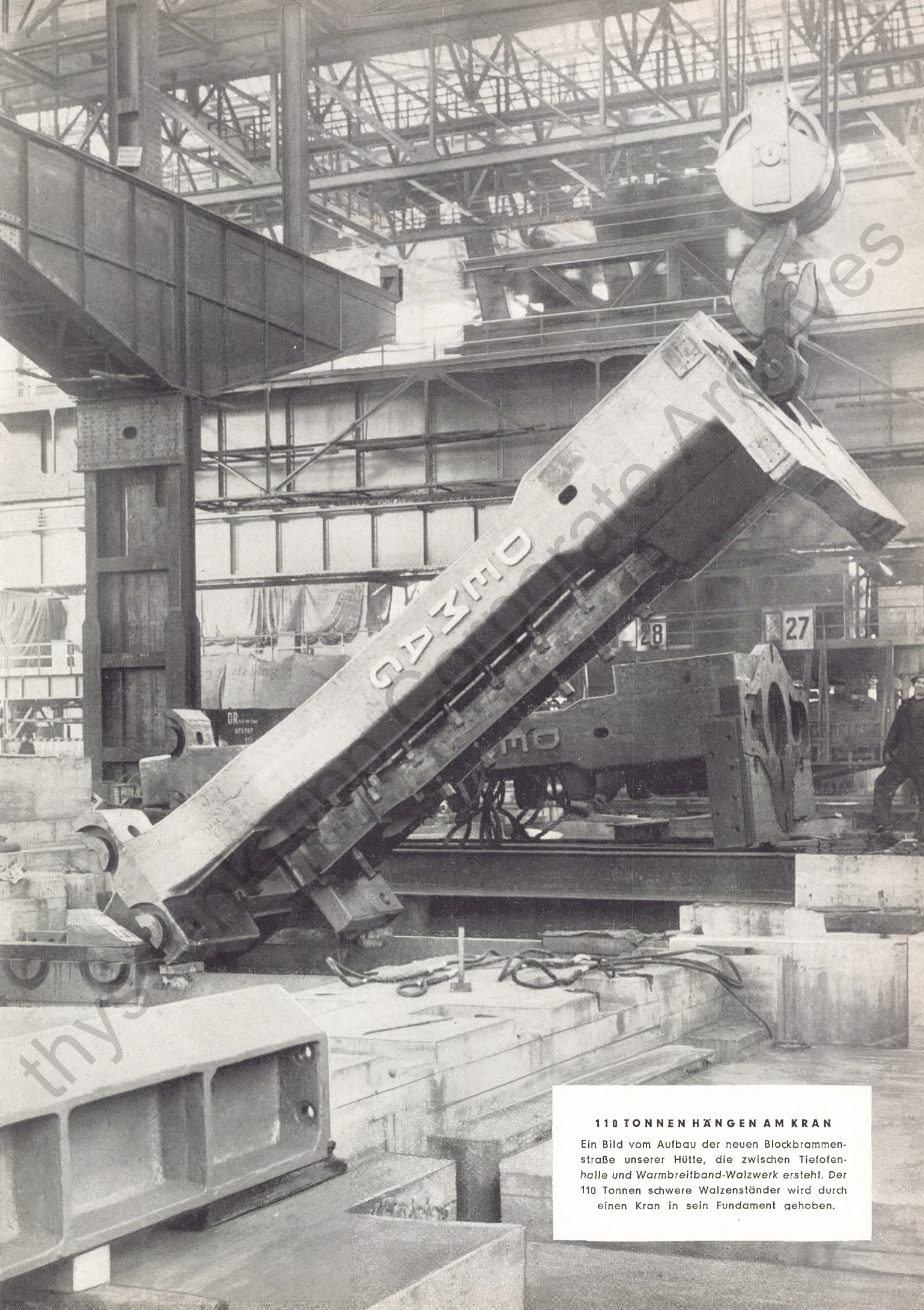
Morgen kommt mein Bruder mit seiner Frau aus der Ostzone auf Weihnachtsbesuch. Sie, die noch fast alles entbehren, was uns längst selbstverständlich ist, die seit 1939, d. h. über siebzehn Jahre lang, noch immer nach der Lebensmittelkarte darben müssen, sie aus jenem anderen Deutschland hinter einem Eisernen Vorhang nun einmal bei mir zu haben, sie beschenken zu können, das wird meine größte Freude zu Weihnachten sein.

Alle, die Ihr wie ich ein so gesegnetes Fest 1956 erleben könnt, denkt auch an jene, die mitten unter uns infolge des Krieges und der Jahre danach leider noch vieles von dem entbehren müssen, was wir als Gesunde, Vollbeschäftigte, im besten Schaffensalter Stehende so als eine ganz klare Sache betrachten.



Der Inhalt meines Briefes, lieber Kollege, mag von Dir so oder so gewertet werden. Dein Leben mußt Du Dir selber einrichten. Die Entscheidung darüber liegt in Deiner Hand, und keiner kann sie Dir abnehmen.

Einer Weihnacht in Frieden und Gesundheit gelten meine Wünsche. Dir und allen Arbeitskameraden. Ich habe ja nur deswegen noch einmal eine traurige Vergangenheit wieder lebendig werden lassen, um Dir die Gegenwart weihnachtlicher, das heißt fröhlich und selig zu machen.



110 TONNEN HÄNGEN AM KRAN

Ein Bild vom Aufbau der neuen Blockbrammenstraße unserer Hütte, die zwischen Tiefofenhalle und Warmbreitband-Walzwerk entsteht. Der 110 Tonnen schwere Walzenständer wird durch einen Kran in sein Fundament gehoben.

Johann Meyer 60 Jahre



Seit Mitte vorigen Jahres ist Johann Meyer, der am 6. Dezember sechzig Jahre alt wurde, Arbeitsdirektor unserer Hütte. Vorher bereits trug er in der schweren Zeit nach dem Zusammenbruch viele Jahre hindurch — erst als Mitglied und später als Vorsitzender des Betriebsrates — in starkem Maße Verantwortung für die Belegschaft und damit für das Schicksal unseres Werkes.

Mit dem Auf und Ab der Hütte verlief sein Leben zu einem guten Stück im Gleichklang, seit er 1917 — kriegsverletzt in die Heimat entlassen — im Hauptlabor der Hütte seine Tätigkeit begonnen hatte.

Fast vier Jahrzehnte bereits war seine Arbeit — so wie die vieler anderer — mit der ATH verbunden, ehe er als Mitglied unseres Vorstandes für den Sozialbereich des Werkes und damit für das Wohlergehen der jetzt fast zehntausendköpfigen Gesamtbelegschaft an neuer Stelle verantwortlich wurde. Vor kurzem erst hat er selbst einmal im Kreise jüngerer Mitarbeiter diesen Lebensgang umrissen und ihn geschildert als ein Einzelschicksal in unserem Gesamtchicksal.

Johann Meyer wurde noch im vergangenen Jahrhundert geboren. Sein Arbeitsleben spannt sich nach der Verwundung in den schweren Kämpfen um Verdun und nach den Erlebnissen in den Lazaretten des ersten Weltkrieges über ein volles Menschenleben: Krieg und Frieden, Aussperrung, Wirtschaftskrisen und Wirtschaftsaufstieg, neuer Weltkrieg und zweiter Niederbruch, Demontage und

schließlich der Wiederaufbau des Werkes — all diese politisch und wirtschaftlich einschneidenden Ereignisse hat er genau so miterlebt wie Tausende der übrigen vor uns. — So wurde dieser Mann geprägt. Eines hat das Leben ihm dabei, wie er es selbst sagt, erkennen lassen: wie sehr nämlich die hier lebenden Menschen — außer von den allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen — direkt von unserem Werk und seinem Schicksal abhängig sind. Das Entstehen der Hütte wandelte einst vor zwei Menschenaltern diese Landschaft und ließ sie zur Großstadt werden. Seither und auch heute wieder prägt sie sein Gesicht ganz stark.

Und die entscheidende Lebenserfahrung vielleicht ist ihm diese Erkenntnis: die über Jahrzehnte hinweggreifende, immer wieder spürbare echte Verbundenheit aller Mitarbeiter mit ihrem Werk. Von hier aus sieht er auch seine Aufgabe: „Den Mensch helfen, Mensch zu sein“, wie es sehr schön einmal Bundespräsident Heuss in seiner Ansprache an den DGB-Kongreß formulierte. Hier sieht er Sinn und Funktion seiner Tätigkeit als Arbeitsdirektor: Die Existenz von zehntausend Mitarbeitern und ihrer Familien zu festigen und zu sichern.

Heute gratulieren wir unserem Arbeitsdirektor Meyer herzlich und wünschen ihm Gesundheit und weiterhin große Schaffenskraft, eine zeitgemäße, echt soziale Gestaltung der Hütte mit zu vollenden.

Führende Herren der indischen Staatsbahnen besuchten Ende November unter Führung von Direktor Dr. Schmitz und Hbv. Neumann (Verfrachtung) eine Reihe von Betrieben unserer Hütte



ATH-NOTIZBUCH

IN DEN VORSTAND des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der im November in Düsseldorf seine 138. Mitgliederversammlung abhielt, wurde Hüttendirektor Dr. Alfred Michel wiedergewählt.

ERSTE PLATZE belegten Lehrlinge der Hütte beim diesjährigen Berufswettbewerb der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft in Hamborn. Unter 350 Teilnehmern erreichten Kurt Mau (2. Lehrjahr) mit 93 von 100 erreichbaren Punkten den ersten, Klaus Schloesser (2. Lehrjahr) (89 1/4 P.) den zweiten Platz, aus dem 3. Lehrjahr Horst Borgard (89 1/2 P.) den ersten, und Willi Jung (87 P.) den dritten Platz. DAG-Geschäftsführer Schubert überreichte ihnen Urkunden und Preise.

EINE HO-GASLEITUNG wurde zwischen unserer Hochofenanlage und dem Kraftwerk Hamborn fertiggestellt. Dadurch wird es möglich, überschüssiges Gas in Zukunft zur Stromerzeugung zu verwenden.

AUS WALSUM weilte der Verein für Heimatkunde und Verkehr zu Besuch auf unserer Hütte. Neben den Fragen des Natur- und Denkmalschutzes will er seinen Mitgliedern auch die großen industriellen Werke, die das Anlitz der Heimat prägen, näherbringen.

EINE VÖLKERWANDERUNG löste die Wohnungsausstellung aus, die in neuen Wohnungen am Röttgersbach Anfang Dezember durchgeführt werden konnte. Die ersten Mieter der 2 1/2 bzw. 3 1/2 räumigen Wohnungen ziehen in diesen Tagen dort ein.

DIE WESTDEUTSCHE PRESSE besichtigte am 12. Dezember die Siporex-Gasbeton-Anlage unserer Hütte. Die Werkzeitung wird diesen interessanten Betrieb in einer der nächsten Ausgaben vorstellen.

DER „WOHNBAU DINSLAKEN“ GmbH ist unserer Hütte als neuer Gesellschafter beigetreten. Der Aufsichtsrat dieser gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft genehmigte dies Ende November einstimmig.

DIE WARM-BREITBANDSTRASSE unserer Hütte ist in einem neuen Demag-Film vertreten, der unter dem Titel „Brammen — Bleche — Profile“ demnächst im Beiprogramm der Kinos zu sehen sein wird.

DER KULTURRING HAMBORN wird Ende Januar 1957 den Theaterabend mit Joseph Gregors „Der Ackermann aus Böhmen“ und Frank Thieß „Die Stimme der Toten“ bringen. Ein Konzert mit Musik der Gotik und Renaissance auf alten Instrumenten, den das Krefelder Collegium musicum unter der Leitung von Robert Haass gab, fand starken Zuspruch und großen Beifall.

BAUPROGRAMM 1957 350 neue Wohnungen

110 Eigenheime geplant — Neue Bautypen vorgeschlagen

Am Röttgersbach sind in diesen Wochen die ersten Mieter in 110 Wohnungen eingezogen, die dort seit dem Frühjahr gebaut werden. Der zweite Bauabschnitt mit weiteren 100 Wohnungen ist bereits begonnen. Am Eickelkamp gehen weitere vierzig Eigenheime ihrer baldigen Vollendung entgegen. Trotz mancher Schwierigkeiten konnten die Baupläne, die für 1956 aufgestellt waren, fast ohne Verzögerung durchgeführt werden. Damit hat unsere Hütte von 1951 bis Ende September 1956 für ihre Belegschaft 1294 Wohnungen gebaut, unter ihnen 230 Eigenheime. Heute verfügt die ATH mit 3024 Wohnungen über mehr Werkwohnungen, als sie je

besessen hat. Mit der Zahl der geschaffenen Eigenheime steht sie mit an der Spitze aller Werke der Eisen- und Stahlindustrie. Auch 1957 hat die Hütte ein umfangreiches Programm zum Bau neuer Wohnungen und Eigenheime vorgesehen. Es ist beabsichtigt, etwa 300 bis 350 Wohnungen, davon 110 Eigenheime, zu errichten. Außerdem sind etwa weitere 100 Mietwohnungen in der Planung, die im Anschluß an die bisherige Bebauung des Röttgersbach entstehen sollen. Die übrigen Häuser werden die Siedlung Eickelkamp und die Montan-Siedlung in Walsum in der Zahl ihrer Häuser und Wohnungen nicht unbeträchtlich vergrößern.

Vielleicht ist es gut, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, vor welche Schwierigkeiten unsere Hütte nach dem Ende der Demontage und dem langsamen Wiederaufbau der Produktion gestellt war. Der größere Teil der früheren Werkwohnungen war völlig zerstört, der beschädigte Rest — nur noch 1730 Wohnungen waren zu Beginn des Wiederaufbaues der Hütte vorhanden — mußte so schnell wie möglich wiederhergestellt werden.

Neben dem Aufbau der Mietwohnungen, wodurch die große Wohnungsnot schnell

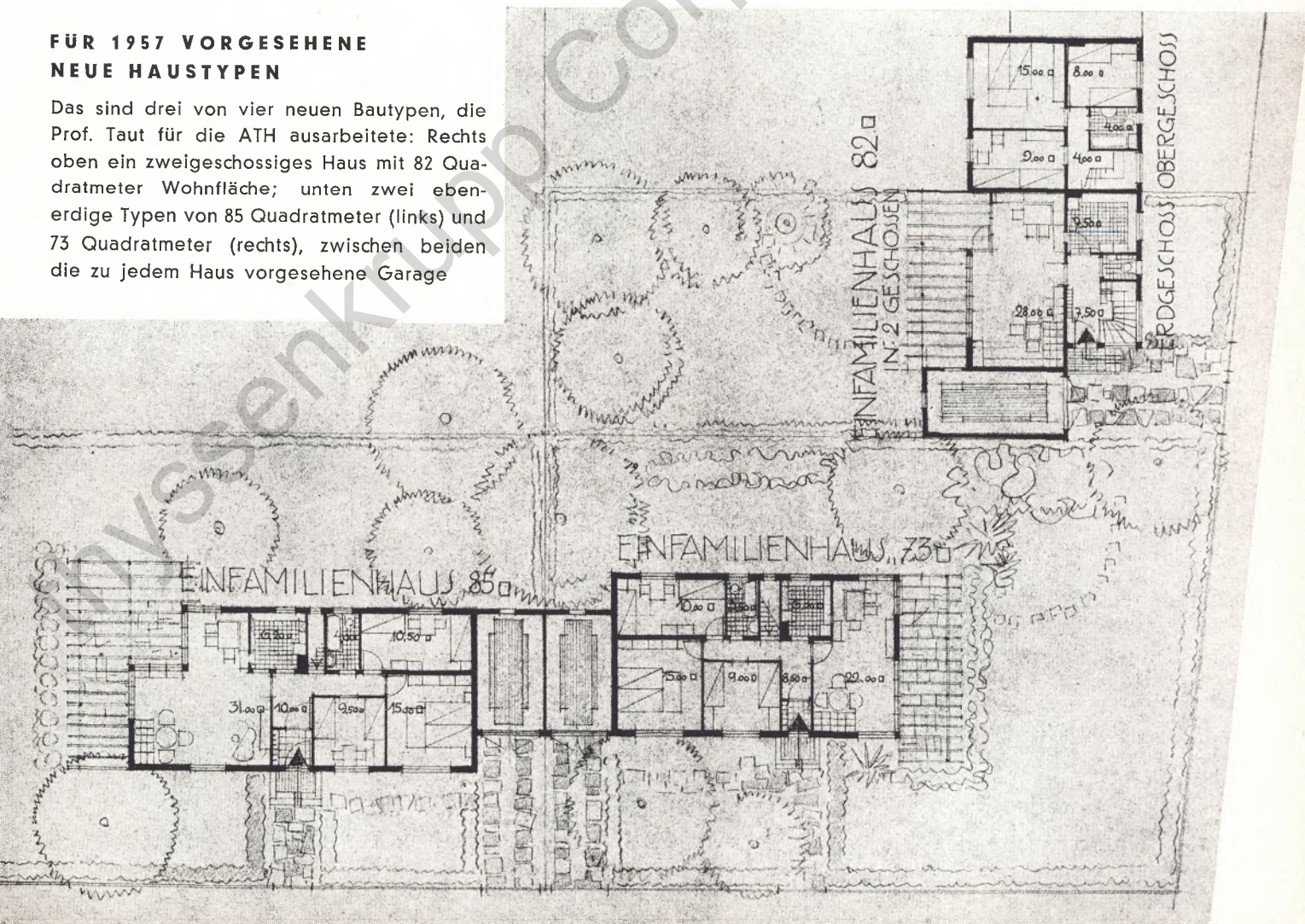
behooben werden sollte, begannen die Belegschaftsmitglieder damals, 1951, nach den Vorschlägen der Siedlungskommission Eigenheime zu bauen. So entstanden bald die ersten Siedlungen. Dabei konnten sie auch aus den Erfahrungen Nutzen ziehen, die „Siedlervater“ Dr. Forstmann — als langjähriger früherer Leiter der Wohnungsverwaltung unserer Hütte auch heute noch mit der Belegschaft eng verbunden — bei seinen Siedlungen gemacht hatte. Als die Hütte mit dem Bau ihrer Siedlungen begann, ging sie bewußt von dem alten Siedlungstyp

ab, der in den Häusern immer den Bau einer Einliegerwohnung vorsah. Jeder sollte sein eigenes Haus allein bewohnen. Das war der Wunsch und Wille des damaligen Betriebsratsvorsitzenden, der zu diesem Zweck eine Siedlungskommission aus Sachverständigen gegründet hatte.

Den Vertretern der Hütte mit dem Architekten Professor Max Taut, Berlin, gelang es dann, beim Ruhrsiedlungsverband die Baugenehmigung für ein zweigeschossiges Einfamilienhaus durchzusetzen. Seit-her hat sich dieser Bautyp bei der Er-

FÜR 1957 VORGESEHENE NEUE HAUSTYPEN

Das sind drei von vier neuen Bautypen, die Prof. Taut für die ATH ausarbeitete: Rechts oben ein zweigeschossiges Haus mit 82 Quadratmeter Wohnfläche; unten zwei ebenerdige Typen von 85 Quadratmeter (links) und 73 Quadratmeter (rechts), zwischen beiden die zu jedem Haus vorgesehene Garage



richtung von Werkssiedlungen fast allgemein durchgesetzt. Leider waren damals noch Einschränkungen gegeben in der Größe der Wohnfläche. Diese Fesseln sind inzwischen erheblich gelockert worden, so daß die Wohnungen vergrößert und ansprechender ausgestaltet werden können.

Zu alten kommen neue Typen

Die August Thyssen-Hütte wird auch 1957 weitere Mietwohnungen bauen. Die Richtsatzmieten bewegen sich im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues.

Auch die Mehrzahl der Eigenheime wird mit Mitteln des sozialen Wohnungsbaues entstehen. Dabei werden die bewährten preiswerten Typen mit Wohnflächen bis zu 70 Quadratmeter wie bisher überwiegen. Die Wünsche mancher Mitarbeiter sind jedoch — wie allgemein — inzwischen gewachsen. Außerdem gibt es sehr viele Familien, bei denen Sparsamkeit noch eine Übung und deren ganzer Stolz ein gutes Sparbuch ist.

Um den Wünschen eines Kreises unserer Mitarbeiter entgegenzukommen, die mehr Raum und Bequemlichkeiten erwarten, hat die Hütte zum erstenmal Pläne für Wohnhäuser entwickelt, deren Wohnfläche 80 Quadratmeter übersteigt. Es ist selbstverständlich, daß für diese größeren Wünsche auch größere Opfer gebracht werden müssen. Aber die Möglichkeit, sich einen beständigen Wert durch den Bau eines Eigenheims zu verschaffen, bietet einen bedeutsamen Anreiz. Denn es ist doch ein Unterschied, ob man sich ein Motorrad für etwa 3000 DM zulegt oder diesen Betrag benutzt als Grundstock des Eigenkapitals, das man nun einmal zum Erwerb eines Hauses vorweisen muß.

Jeder muß selbst entscheiden

Wer hierbei mitmachen will, muß sich diese Frage genau so reiflich überlegen und entscheiden wie den Kauf etwa eines Fernsehgerätes, eines Autos oder eines neuen Wohnzimmers. Jeder muß seine finanziellen Möglichkeiten überprüfen und wissen, ob er die Sparsamkeit aufbringen kann, die nun einmal für einen Hausbau notwendig ist.

Selbstverständlich hilft die Hütte durch Bereitstellung von zinslosen Darlehen, den Wunsch nach einem Eigenheim zu verwirklichen, wie sie es ja auch bei allen bisherigen Bauvorhaben entsprechend ihren Mitteln schon getan hat.

Landesmittel helfen

Für die Bauvorhaben unserer Hütte im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues stellt das Land Nordrhein-Westfalen Darlehen, sogenannte Landesmittel, zur Verfügung. Sie werden jedoch nur an einen bestimmten Kreis von Personen gegeben und sind an gewissen Einkommensgrenzen gebunden. Sie liegt bei 750 DM für den Bewerber und erhöht sich für jede weitere zur Familiengemeinschaft zählende Person um je 70 DM. Bei einer aus drei Personen bestehenden Familie zum Beispiel würde die Höchstgrenze bei einem Einkommen von 890 DM liegen. An die Darlehen sind außerdem bestimmte Bedingungen geknüpft. Die Wohnfläche zum Beispiel darf vorgeschriebene Größen nicht überschreiten. Das Land überwacht und kontrolliert, ob die zugeteilten Mittel auch wirklich für den sozialen Wohnungsbau verwandt werden.

Was kostet ein Eigenheim?

Die für 1957 vorgesehenen neuen Bautypen nach Vorschlägen von Arbeitsdirek-

tor Meyer und den Entwürfen von Prof. Taut sehen Grundstücke in der Größe von etwa 600 Quadratmeter mit Wohnflächen zwischen 72 und 85 Quadratmeter vor. Nach dem heutigen Baukostenindex wird ein solches Haus schlüsselfertig etwa 35 000 bis 37 000 DM kosten. (Selbstverständlich dürfen sich nach diesen Berechnungen während des Baues die Baukosten nicht verteuern). Bei der nachstehend auf-

Die neuen Bautypen

Professor Taut hat zwei Typen eines zweigeschossigen Doppelhauses entwickelt mit Wohnflächen von etwa 72 Quadratmeter und 82 Quadratmeter. Der bebaute Raum soll bei 400 bzw. 460 Kubikmeter liegen. Diese Häuser würden im Erdgeschoß eine Wohnküche von 7,5 Quadratmeter und ein großes Wohnzimmer besitzen, für das 22 bzw. 28 Quadratmeter vorgesehen sind. Zum Garten hinaus schließt sich hieran eine größere Terrasse. Das Obergeschoß enthält das Badezimmer, das Elternschlafzimmer von rd. 15 Quadratmeter und zwei Kinderzimmer zwischen je 8 und 9 Quadratmeter.

Zwei weitere sehr interessante Typen sind als ebenerdige einstöckige Häuser entwickelt mit Wohnflächen von 73 und 85 Quadratmeter. Sie enthalten ebenfalls vier Wohnräume, Kochküche und Bad sowie eine Terrasse, die sich an das Wohnzimmer (von 22 bzw. 31 Quadratmeter Größe) anschließen soll.

Zum erstenmal sollen für sämtliche Wohnungen Garagen angebaut werden. Dadurch würde der Bau von Garagenhäusern, wie er nachträglich im Eickelkamp bei den bisherigen Häusern notwendig wurde, vermieden. Die Kosten für den Bau dieser Garagen sind in den angeführten Beispielen bereits enthalten.

Diese neuen Typen möchten wir unseren Lesern im Grundriß vorstellen, damit sie sich ein Bild davon machen und entscheiden können, ob sie den alten bekannten Bautyp oder einen dieser neuen Vorschläge wählen sollen, sofern sie sich um ein Haus bewerben möchten.

gemachten Kostenrechnung wurden die Preise angesetzt, die bei einem Bau im Eickelkamp in Frage kommen würden:

1. Grundstückskosten (600 Quadratmeter)	1 500,— DM
2. Baunebenkosten (Architekt, Behörde)	4 500,— DM
3. Baukosten (80 Quadratmeter Wohnfläche)	29 500,— DM
4. Außenanlagen	1 000,— DM
5. Sonstige Kosten	500,— DM
insgesamt	37 000,— DM

Wir müssen dabei berücksichtigen, daß die Grundstücks- und Baunebenkosten sich leicht verändern und nicht genau zu erfassen sind. Bei den Baukosten selbst ist eine einheitliche Bauausführung zugrunde gelegt; Sonderwünsche wie zum Beispiel Parkettfußböden, Tafelungen, Marmor-Fensterbänke und andere sind in diesen Preisen nicht enthalten. Solche Veränderungen können die Baukosten sehr leicht schnell erhöhen. Jedoch sind die Kosten für eine Heizungs-Anlage, die in sämtlichen Häusern vorgesehen ist, darin enthalten.

Wie erfolgt die Finanzierung?

Ist es möglich, diese Baukosten bis zu 37 000 DM zu finanzieren? Können wir unseren Belegschaftsmitgliedern die dadurch notwendige Belastung zumuten? Diese Fragen sind eingehend erörtert worden und können unter bestimmten Voraussetzungen mit einem „Ja“ beantwortet werden.

Vier Faktoren spielen dabei eine Rolle:

1. Landesmittel
2. Darlehen der Hütte
3. Hypotheken
4. Eigenkapital.

Zur Finanzierung der Häuser stehen zunächst die Landesmittel zur Verfügung, die für den sozialen Wohnungsbau bereitgestellt werden. Neben den zinslosen Darlehen der Hütte, die wir schon erwähnten, werden von ihr auch Hypotheken beschafft. Den restlichen Teil der Baukosten muß jeder Bewerber durch eigenes Kapital selbst aufbringen. Wenn diese Finanzierungsmöglichkeiten voll ausgeschöpft werden, liegt die monatliche Belastung bei etwa 100 DM. Bringt der Bewerber mehr Eigenkapital und kann dadurch die Höhe der Hypotheken verringern, dann senkt sich diese Belastung.

Vergleicht man mit diesem Betrag, den ein Eigenheimbewerber aufbringen muß, die Miete für eine Wohnung gleicher Größe, dann wird man zu dem Schluß kommen, daß ein Eigenheimbewerber mit den gleichen Ausgaben, die ein Mieter hat, in jedem Monat einen Baustein zu einem eigenen Heim schaffen kann. Denn eine Mietwohnung würde heute bei einem Mindest-Mietsatz von 1,20 bis 1,30 DM je Quadratmeter auch 95 bis 105 DM kosten. Es ist jedoch darauf hinzuweisen, daß die bisherigen Typen bis 70 Quadratmeter, bei denen die Baukosten, die Höhe der Kapitalbildung und die Unterhaltsaufwendungen niedriger liegen, weitergebaut werden.

Wie sammelt man Eigenmittel?

Sicherlich werden viele Bewerber nun die Frage stellen, wie sie ihr Eigenkapital ansammeln können. Es gibt folgende Möglichkeiten:

1. Prämiensparvertrag

Bei Abschluß eines Prämiensparvertrages wird monatlich eine bestimmte Summe gespart. Auf die Sparsumme erhält jeder Sparer zusätzlich eine Prämie von 25 Prozent; sie steigert sich auf 27 Prozent bei einer Familie von einem bis zwei Kindern, auf 30 Prozent bei drei bis fünf Kindern und auf 35 Prozent bei sechs und mehr Kindern. Die Höchstprämie beträgt jährlich 400 DM. Das Geld wird selbstverständlich außerdem verzinst.

Die entscheidende Einschränkung hierbei ist jedoch die eindeutige Zweckbindung, daß das ersparte Kapital nur zum Bau einer Wohnung verwendet werden kann. Bei anderweitiger Verwendung muß die gezahlte Prämie zurückgezahlt werden. Des weiteren kann ein Prämiensparvertrag nur mit einem gemeinnützigen Wohnungsunternehmen oder mit einem Finanzinstitut (Banken und Sparkassen) abgeschlossen werden.

Hierzu ein Beispiel: Um eine Prämie von 400 DM im Jahr zu erhalten, muß eine Familie ohne Kinder im Jahr 1600 DM sparen, so daß nach drei Jahren (ohne Zinsen) 6000 DM als Eigenkapital zur Verfügung stehen.

2. Steuerbegünstigte Sparverträge

a) Allgemeiner Sparvertrag: Durch Abschluß eines allgemeinen Sparvertrages

(mit einer Sparkasse oder mit einer Bank) verpflichtet man sich zur Einzahlung eines oder mehrerer Sparbeiträge, die dann für drei Jahre festliegen.

b) Sparvertrag mit festgelegten Raten:

Dieser Vertrag verpflichtet zur monatlichen oder vierteljährlichen Zahlung eines Betrages in gleichbleibender Höhe für den Zeitraum von drei Jahren. Der gesamte ersparte Betrag steht im vierten Jahr frei zur Verfügung. Neben der üblichen Verzinsung kommen hierbei die Steuervergünstigungen des neuen Einkommensteuergesetzes zugute. Je nach Höhe des Einkommens und unter Berücksichtigung, ob die Sonderausgabenbeiträge schon ausgenutzt werden, ergeben sich evtl. ebenfalls erhebliche Steuereinsparungen.

3. Der Bausparvertrag

Der Bausparvertrag ist seit langen Jahren üblich und bietet folgende Möglichkeiten: Neben der üblichen Verzinsung des eingezahlten Geldes ist der ersparte Betrag bereits nach zwei Jahren verfügbar, wenn mindestens die Hälfte der Vertragssumme eingezahlt ist. Auch hier ist jedoch eine Zweckbindung zur Finanzierung des Hauses oder einer Wohnung gegeben. Neuerdings werden auch für derartige Bausparverträge die nach dem Bausparprämien-Spargesetz üblichen Prozente dem Sparvertrag zugeschlagen.

Für den Fall, daß nach Ansparung der ersten Hälfte des Betrages der Bau bereits beginnen soll, kann die zweite Hälfte in Form einer 2. Hypothek von der Bausparkasse aufgenommen werden. Selbstverständlich ist dieser Betrag zu verzinsen, und zwar gegenwärtig mit 4,5 Prozent. Diese 2. Hypothek ist in einem Zeitraum von zehn Jahren zu amortisieren.

Hier nun ein Beispiel für einen Bausparvertrag über 10 000 DM: Einschließlich der Prämie wurden bis zum Abruf 5000 DM angespart, so daß als 2. Hypothek 5000 DM notwendig werden. Diese Hypothek erfordert monatlich 60 DM an Zinsen und Tilgung, so daß sich bei unserem Beispiel für ein Haus von 37 000 DM die monatliche Belastung von 100 DM um 60 DM auf 160 DM erhöhen würde.

Es ist jedoch außerordentlich schwer, von uns aus eine Empfehlung zu geben, eine der drei Möglichkeiten auszunutzen. Jeder einzelne muß für sich errechnen, welche der drei Möglichkeiten für ihn günstig ist.

Das Haus wird „abgeschrieben“

Der Bau von Eigenheimen wird jedoch noch durch andere steuerliche Vergünstigungen stark gefördert. Nach Fertigstellung kann der Hausbesitzer nach Paragraph 7b des Einkommensteuergesetzes Steuern sparen; er kann nämlich Baukosten innerhalb der ersten zwölf Jahren bis zur Hälfte „abschreiben“. Nach den zur Zeit geltenden Bestimmungen muß diese Abschreibung in den ersten vier Jahren 26 Prozent und in den nächsten acht Jahren 24 Prozent betragen. Die dadurch mögliche Rückzahlung von Steuern ist nicht unerheblich.

Bei unserem Haus, das 37 000 DM Gesamtkosten erfordert, in denen 2000 DM Grundstückskosten enthalten sind, würden sich reine Baukosten von 35 000 DM ergeben. Hiervon werden in den ersten zwölf Jahren 17 500 DM abgeschrieben. Das Haus wird also scheinbar um 50 Prozent in seinem Wert gemindert, jedoch erfolgt diese Wertminderung nur buchmäßig; denn für seinen Besitzer hat und behält es seinen vollen Wert.

DEMNÄCHST IM RUNDfunk ...

Der Westdeutsche Rundfunk überträgt Anfang 1957 ein Hörbild, das der Freundschaft der beiden Städte Duisburg und Portsmouth gewidmet ist. Die Sendung versucht, das Typische der beiden Städte den Hörern zu verdeutlichen.

Zwei Tage lang weilten Dr. Robert Lucas von der British Broadcasting Corporation in London und Bastian Müller vom Westdeutschen Rundfunk Köln auch auf unserer Hütte, um sich ein Bild vom Arbeitsleben eines deutschen Hüttenwerkers und vom Wiederaufbau der Hütte zu machen.

Nach einem Gespräch mit Arbeitsdirektor Meyer und Direktor Dr. Homberg fuhr der Aufnahmewagen in verschiedene Betriebe. Hier erzählten alte und junge Belegschaftsmitglieder im Zwiegespräch mit den Funkreportern von Dingen der Arbeit und des täglichen Lebens, von den Freuden und Nöten des Werktags und Feiertags.



Im Thomaswerk sprachen Dr. Lucas (links) und Bastian Müller (zweiter von rechts) mit Obermeister Stanislaus Ludwowski und Betriebsleiter Hartmann; außerdem interviewten sie Blasemeister Jäntsch



Im Block- und Profilwalzwerk (links) standen ihnen Obermeister Podwalski und Kranführer Linde Rede und Antwort, im SM-Werk II die Schmelzer Johann Thiel und Bernhard Malon (rechts), die beide im Sommer für zwei Monate bei der Armco Steel Corporation in Middletown (USA) tätig waren

Es gehört schon ein eiserner Wille dazu, sich das notwendige Kapital zu sparen, um damit ein Haus zu bauen. Die Mühen und Opfer lohnen sich jedoch. Denn die Belastung aus einem Eigenheim entspricht ungefähr der Miethöhe, die man für eine gleichgroße Mietwohnung zahlen müßte. Ist jedoch die Hypothek, die man auf sein Haus aufnehmen muß, zurückgezahlt, dann senkt sich die laufende Belastung erheblich. Auch dürfen die steuerlichen

Vergünstigungen in den ersten Jahren nicht übersehen werden.

Die angeführten Kostenrechnungen beziehen sich auf Bauvorhaben im Bereiche des Eickelkamp. Wer in Dinslaken oder Walsum bauen will, muß möglicherweise mit anderen Kosten rechnen, da die Preise für Grundstücke und die Aufschließungskosten für das Baugelände sehr unterschiedlich sind.

Die Versuchsanstalt und ihre Aufgaben

Engste Zusammenarbeit
mit allen Betrieben der Hütte

In der Nähe von Tor III sind in diesen Tagen die Bagger eifrig tätig, Baugruben für die Fundamente auszuheben, auf denen die neuen Gebäude für Versuchsanstalt und Laboratorium unserer Hütte erstehen sollen. Noch aber sind beide, für den Hüttenbetrieb so wichtigen Einrichtungen sehr beengt untergebracht. Bis sie ihre neuen modernen Räume beziehen können, wird noch mehr als ein Jahr ins Land ziehen. Die Werkzeugzeitung hat Professor Dr. Kootz, den Leiter unserer Versuchsanstalt, und Dr. Abresch, den Leiter des Laboratoriums unserer Hütte gebeten, über Aufgaben und Arbeitsweise ihrer Institute zu berichten. Heute schildert Professor Dr. K o o t z die Aufgaben der Versuchsanstalt.



Beim Abgießen einer Schmelze aus einem Versuchs-Schmelzofen

Es mag leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als eine erschöpfende Schilderung der Aufgaben einer Versuchsanstalt in den verfügbaren Rahmen der Werkzeugzeitung.

Böswillige Zungen behaupten, daß das Werk von seinen guten Erzeugnissen, die Versuchsanstalt aber von den schlechten Produkten lebe. Die umgekehrte Auffassung hingegen, daß nur der

Trümmerreste unserer einst schönen Versuchsanstalt



Tätigkeit der Versuchsanstalt das Zustandekommen guter Hüttenzeugnisse zu verdanken sei, mag allerdings auch etwas übertrieben sein.

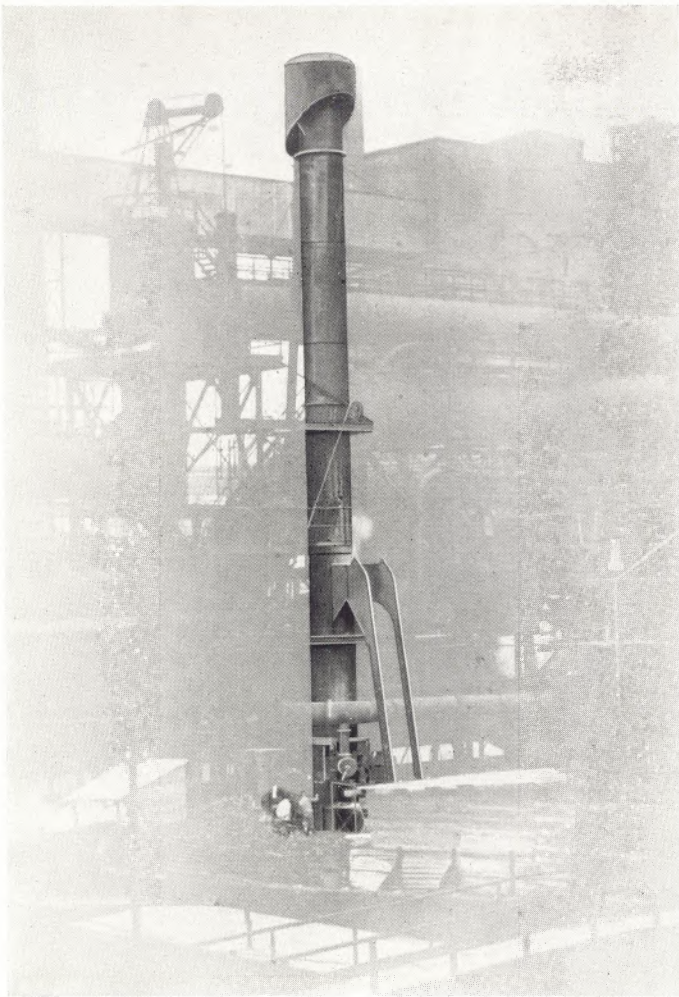
Aus der uns zukommenden Bescheidenheit heraus muß noch einer anderen Version entgegengetreten werden. Das ist die Behauptung, daß die Leistung einer Versuchsanstalt im umgekehrten Verhältnis zur Fassade des Instituts stünde. Wir freuen uns jedenfalls uneingeschränkt auf unsere neue Versuchsanstalt. Die interessantesten Aufgaben im Rahmen einer Versuchsanstalt sind Forschungs- und Entwicklungsarbeiten. Die Metallurgische Abteilung, geleitet von Herrn Dr. Rellermeier, verdient sich ein gutes Teil ihres Brotes durch solche Arbeiten. Natürlicherweise und glücklicherweise führt nicht jede gelungene Forschungsarbeit zu einem neuen Verfahren.

Besonders wichtig ist es, den eigenen Arbeiten mit skeptischer Kritik gegenüberzutreten. Es ist eine alte Erfahrung, daß nur wachsende eigene Kenntnisse zugleich die Kritik wachsen lassen. Nur dann auch darf der metallurgische Forscher es wagen, an Entwicklungen anderer seine kritische Sonde zu legen.

Versuche verhindern Fehlinvestitionen

Bisweilen ist es notwendig, neue Verfahren im Versuch zu erproben, um zu sicherem Urteil zu kommen.

Eine Frage dieser Art zum Beispiel beantwortete eine erfolgreiche metallurgische Arbeit, bei der die Versprechungen, die ein neues Verfahren glaubte machen zu können, nachgeprüft werden mußten. Es handelte sich um den Versuch, im mit Heißwind betriebenen Kupolofen Schrott für den Siemens-Martin-Ofen vorzuschmelzen. Es bedarf keiner Frage, daß in einem solchen Ofen Schrott wirklich geschmolzen werden kann. Die Versuche zeigten aber klar, daß die Aufwendungen



Arbeit am Versuchs-Heißwind-Kupolofen im Hochofenbetrieb

größer waren als erwartet und daß zugleich das Erzeugnis die versprochene Zusammensetzung und Güte nicht erreichte. Der Bau solcher Umschmelzöfen hätte sich bei uns nicht gelohnt. Die Kosten dieser Arbeit, die etwas mehr als 100 000 DM betrugen, schützten das Werk vor der Fehlinvestition mehrerer Millionen.

Das Oberwindfrischen

Auf dem Gebiet der Stahlerzeugung sind gerade in der jetzigen Zeit so umwälzende Entwicklungen im Gange wie seit den Geburtsjahren unseres Siemens-Martin- und Thomasverfahrens nicht mehr. Auch diese Entwicklung verlangt nicht nur eine sorgfältige Beobachtung, sondern auch eigene Arbeiten. Ob die bei uns und in Zusammenarbeit mit anderen Werken in jüngster Zeit gewonnenen neuartigen Erkenntnisse auf dem Gebiet der neuen Stahlerzeugung des Oberwindfrischens, bei dem Roheisen mittels aufgeblasenen technisch reinen Sauerstoffs zu Stahl gefrischt wird, den Weg dieser neuen Entwicklung zu beeinflussen vermögen, bleibt abzuwarten.

Nicht alle notwendigen Versuche lassen sich im Betrieb durchführen. Oft sind auch Versuchsdurchführungen erwünscht, die für die große Ofeneinheit ein allzu großes Risiko bedeuten würden. In solchen Fällen muß der Metallurge auf einen vernünftigen Kleinversuch zurückgehen. Es steht für solche Zwecke der metallurgischen Abteilung die angegliederte mineralogische Abteilung unter ihrem bewährten Leiter, Herrn Alefs, mit Ofen und Prüfgeräten mancher Art zur Verfügung.

Die Werkstoffprüfung

Von der metallurgischen Abteilung räumlich getrennt, arbeitsmäßig eng mit ihr verbunden, ist die Abteilung Werkstoffprüfung. Während die metallurgische Abteilung die Verfahren der Roheisen- und Stahlgewinnung betreut, ist die Abteilung der Werkstoffprüfung unter ihrem Leiter, Herrn Dipl.-Ing. Schauwinhold, für den gewonnenen Werkstoff verantwortlich und das, was unter dem Begriff Qualität nur sehr vage alle guten und schlechten Eigenschaften unserer Stähle umreißt. Der Stahl wird von dieser Abteilung vom Walzwerk ab über-

nommen, immer wieder geprüft und bis zum Kunden hin verfolgt.

Es dauert drei bis sechs Monate, bis aus dem im Stahlofen erschmolzenen Stahl, der bei uns z. B. über die Blockbrammenstraße, die Breitbandstraße und das Kaltwalzwerk geführt wird, beim Kunden so schöne Sachen wie Autoteile oder Bierdosen hergestellt werden. Da sich aber zum großen Teil erst beim Kunden herausstellt, ob unser Stahl nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in Ordnung ist, ist die Verantwortung dieser Abteilung, die über die Qualität unseres Werkstoffs zu wachen hat, sehr groß.

Den Werkstoff daraufhin zu prüfen, wieviel er aushält, das ist nicht sehr schwer. Dazu stehen die verschiedensten Prüfgeräte zur Verfügung, die ihn auf seine Festigkeit und Härte, sein Verhalten beim Zerreißversuch und seine Verformbarkeit untersuchen. Wie klug aber auch alle diese Prüfmethoden ausgedacht sein mögen, ihre Zahlen treffen doch nie ganz richtig das Werkstoffverhalten beim Verarbeiten zu so verschiedenen Gegenständen wie Konservendosen, Eisenbahnschienen, Autokotflügeln, Trägern, Rohren und vielem anderen mehr.

Liegt auch im Augenblick der Schwerpunkt unseres Prüfungs- und Versuchsprogramms auf dem Gebiet des Bandes, so werden uns in naher Zukunft noch manche anderen Probleme nahegebracht werden.

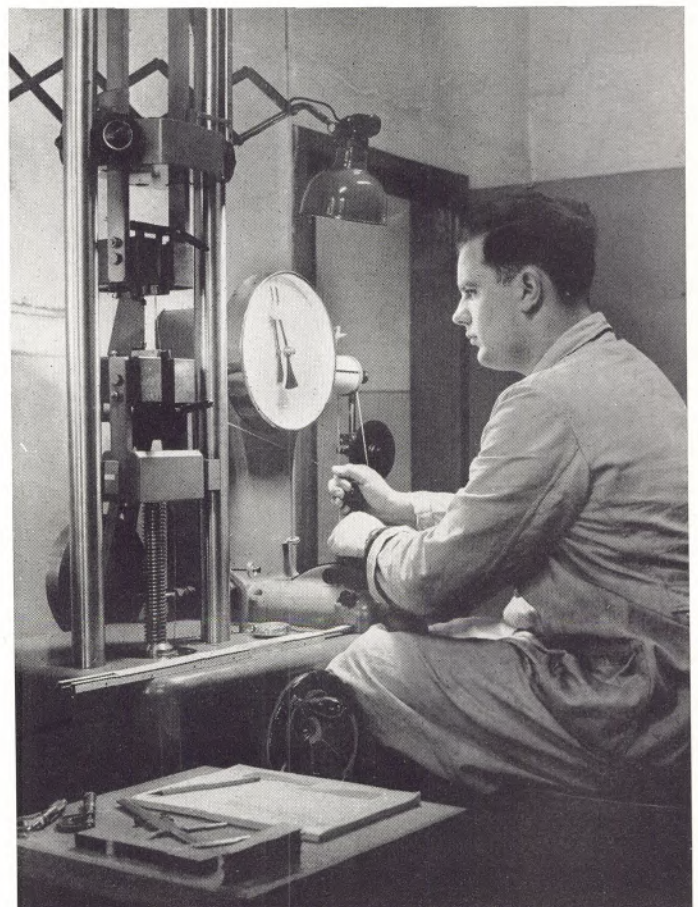
Schienen bis auf 0,5 mm genau

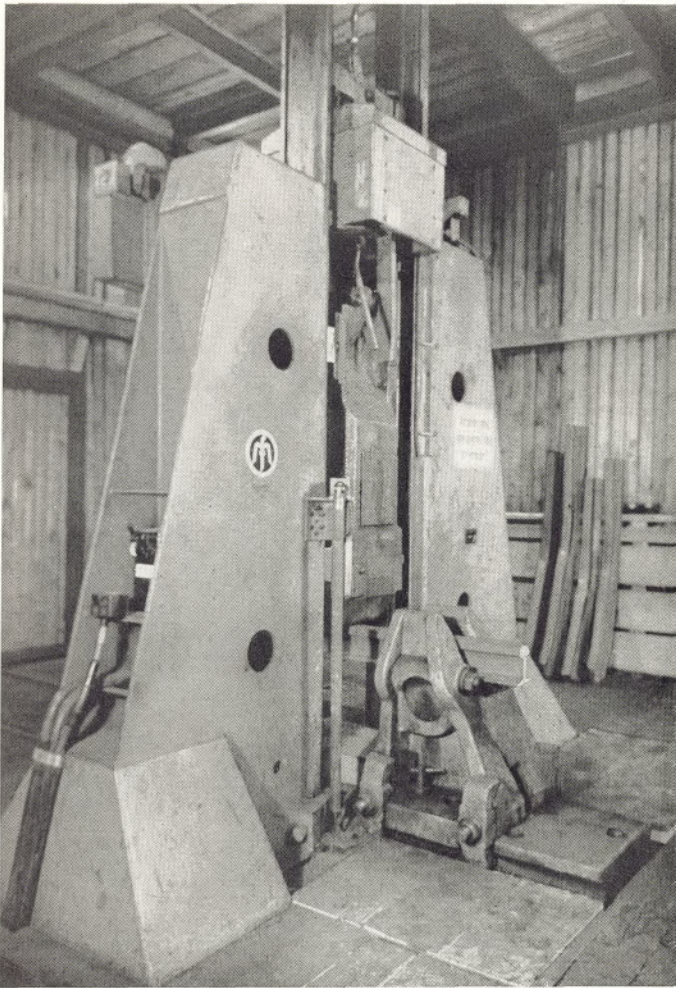
Unsere Träger werden in wachsendem Maße nicht mehr durch Nieten und Schrauben, sondern durch Verschweißen zu Bauwerken aller Art verbunden. Die dabei auftretende höhere Beanspruchung verlangt von uns beispielsweise, dem „Sprödbruchverhalten“ unserer Stähle bald besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenn auch die Prüfverfahren mannigfacher Art nicht immer das Verhalten unserer Werkstoffe beim Verarbeiten und unter der ihnen zugemuteten Beanspruchung völlig zutreffend schildern, so hat man sich für einen Teil der Kundenbestellungen dennoch über ganz feste „technische Lieferbedingungen“ geeinigt. Diese Vorschriften bestimmen einmal die noch tragbaren Abweichungen der vorgegebenen Abmessungen.

Wie scharf diese Forderungen sind, die von uns eingehalten werden müssen, erhellt zum Beispiel daraus, daß die Höhe

Werkstoffprüfer beim Zerreißen einer Bandprobe





Schienen-Schlagwerk mit einer Schlagarbeit von 5000 mkg

einer Schiene den vorgeschriebenen Wert von 148 Millimeter nur um $\frac{1}{2}$ Millimeter überschreiten oder unterschreiten darf. Nach diesen Lieferbedingungen muß ferner an einer genau vorgeschriebenen Zahl von Proben, zum Teil im Beisein von Beauftragten des Kunden, die auch die äußere Beschaffenheit des Materials prüfen, das Festigkeitsverhalten des Werkstoffs im Zerreißversuch, bei Schienen beispielsweise auch in sehr scharfem Schlagversuch geprüft werden. Für diese Prüfungen ist die Abnahmeabteilung unter ihrem Leiter, Herrn Ing. Dawirs, verantwortlich.

Mit Ultraschall und Röntgenstrahlen

Die Anforderungen an das Material wachsen in dem Maße, in dem die Verarbeitungsprozesse automatisiert werden. Verlangt wird ein in sich einheitliches, gleichmäßiges, fehlerfreies Erzeugnis.

Die Oberfläche der Feibleche zum Beispiel wird sorgfältig geprüft und beobachtet, das Festigkeitsverhalten im Zerreißversuch stichprobenartig geprüft. Leider aber ist der Stahl nicht durchsichtig und zeigt dem Blick seine Innenfehler nicht. Gerade solche Fehler aber sind es, die erst beim Kunden auftreten und uns immer wieder Kummer und Sorgen machen.

DER ZWEITE JAHRGANG DER WERKZEITUNG

unserer Hütte liegt mit diesem 44 Seiten starken Weihnachtsheft geschlossen vor. Damit wird bei allen Mitarbeitern, die alle Hefte gesammelt haben, die Sammelmappe prall gefüllt sein. Weitere Sammelmappen können ohne Vorbestellung bei der Redaktion der Werkzeitung (Hauptverwaltung Franz-Lenze-Straße, Zimmer 9) gegen einen Unkostenbeitrag von einer Mark in der Zeit von 9 bis 16 Uhr (samstags bis 13 Uhr) abgeholt werden.

Bei diesem Dilemma muß der Physiker helfen, der mit Ultraschall oder Röntgenstrahlen tiefer das Metall durchschaut, als es unser Auge vermag.

Laufend unter der Lupe

Die bisher übliche Werkstoffprüfung muß den Werkstoff zerstören und kann nur an einzelnen Proben durchgeführt werden. Es wächst der Wunsch, diese Art der Prüfung durch eine andere zerstörungsfreie Werkstoffprüfung zu ersetzen, die auf der sinnvollen Anwendung physikalischer Gesetzmäßigkeiten beruht. Hierbei besteht dann grundsätzlich die Möglichkeit, von einer Prüfung in Stichproben abzukommen und Verfahren zu entwickeln, die unseren gesamten Werkstoff durchlaufend unter die Lupe nehmen.

Physikalische Prüfmethoden setzen aber in stetig stärkerem Maße auch schon in den Stahlwerken ein, um die Schmelzföhrung immer sicherer in die Hand zu bekommen und das Material schon vom Schmelzprozeß her stets gleichmäßiger zu machen.

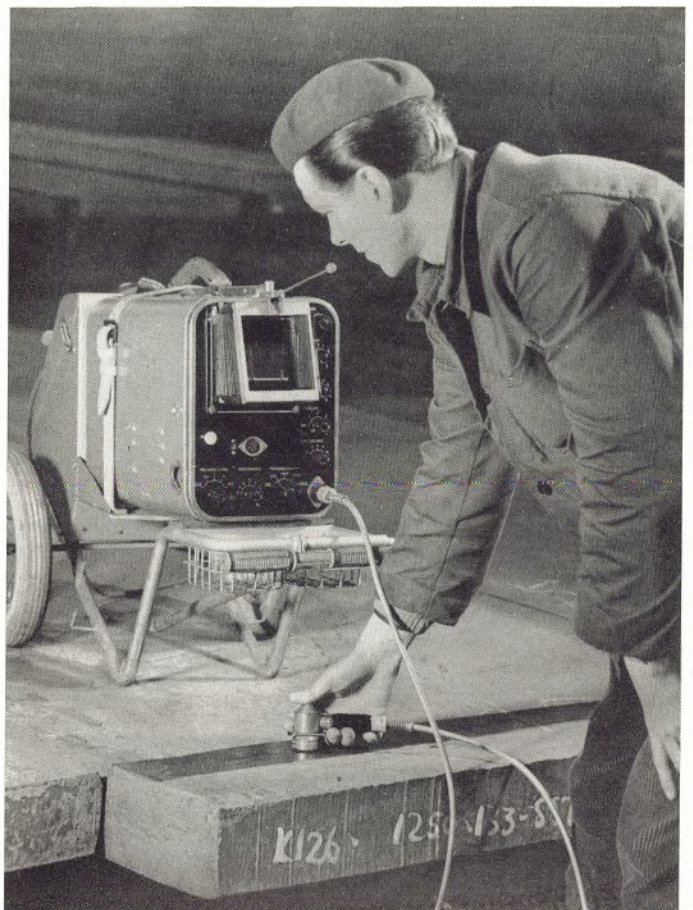
Es ist zudem heute auch auf der metallurgischen Seite kaum eine Entwicklungsarbeit gegeben, bei der nicht auch der Physiker helfen muß.

Physikalische Abteilung im Aufbau

Denkt man schließlich an die neueste Entwicklung der Kernphysik, die in der Verwendung von Radio-Isotopen schon ihren Eingang in die Technik gefunden hat und durch die Atomkraft in die Energieversorgung auch unserer Werke und schließlich auch unmittelbar in die Metallurgie unserer Verfahren eingreifen wird, dann wird deutlich, daß gerade unserer physikalischen Abteilung, die Herr Dr. Kloth jetzt aufzubauen beginnt, außerordentlich große und wichtige Aufgaben bevorstehen.

Überschaut man rückblickend den gesamten Aufgabenbereich unserer Versuchsanstalt, so sieht man, daß es kaum einen Betrieb auf unserem Werk gibt, mit dem sie nicht zusammenarbeiten muß. Die Versuchsanstalt kann und darf nie ein Staat im Staate werden, sie muß beste Zusammenarbeit mit allen Betrieben pflegen und sich bewußt sein, daß sie stets Diener ist am Wohl unserer Hütte.

Prüfen einer Brame mit Ultraschall im Warmbrandwerk



In Eisen gegossen

Von allen kirchlichen Festen ist das Weihnachtsfest das volkstümlichste und weltlichste. Hier ist nicht der Ort, darüber zu diskutieren, ob oder wie weit dadurch der weihnachtliche Grundgedanke, die Besinnung auf die Geburt des Gottessohnes, an religiöser Tiefe gewonnen oder verloren hat. Wichtiger ist wohl, hier aufzuzeigen, daß schon seit Jahrhunderten das Fest der Geburt Christi in der Volksvorstellung durchaus weltlich aufgefaßt wurde.

Nachweisen läßt sich dies an vielen bildlichen Darstellungen, vor allem an solchen, die nicht zu den großen Beispielen der bildenden Kunst gehören, sondern — wie etwa die Volkslieder — von unbekannten Meistern geschaffen wurden, denen zwar der Nimbus des großen Künstlers fehlte, dafür aber etwas anderes zu eigen war: sie redeten und bildeten in der Sprache des schlichten Mannes, der einer von den vielen war, die in ihrer Gesamtheit das Volk ausmachten.



Aus eines solchen Mannes Hand dürfte der Entwurf der Kaminplatte stammen, die unser Bild wiedergibt. Sie stammt aus dem Schatz des Duisburger Kunstmuseums. Von ihrer Herkunft wissen wir nicht viel mehr, als uns die eingeprägte Jahreszahl 1667 verrät. Vermutlich hat sie dem Kaminfeuer eines vornehmen Adligen irgendwo im linksrheinischen Raum weihnachtliche Wärme gegeben.

Da man nicht nur an den Weihnachtstagen um den Kamin saß sondern den ganzen Winter hindurch, war es dem Auftraggeber vielleicht ganz erwünscht, daß die Darstellung weniger termingebunden ausfiel. Sie zeigt in einer jede Frömmerei vermeidenden, durchaus weltlichen Auffassung eine ihr Kind herzende Mutter, die nur durch sparsam verwendete Symbole als Gottesmutter gekennzeichnet ist. Ihr zu Seiten nicht etwa Engelein oder der biblischen Weihnachtserzählung nachgebildete Nebenfiguren, sondern Kinder in kraftvoller Weltlichkeit, die die glückliche Mutter jubelnd umspringen und dem göttlichen Kinde Freude und Liebe schenken wollen.

Betrachten wir diese Weihnachtsdarstellung unter solchen Gesichtspunkten, so ergibt sich im Gesamtklang jene wirkliche Volksnähe, die die Kraftquelle der alten Volkslieder der gleichen Entstehungszeit



war ... jener Volkslieder, die wir heute unter der Einwirkung des lärmenden Schlagers wieder zu schätzen gelernt haben.

So auch unterscheidet sich die mittelalterlich-weltliche Darstellung eines religiösen Gedankens von heutigen Verweltlichungserscheinungen durch ein entscheidendes Merkmal. In ihr ist die gesunde Urkraft des Mannes aus dem Volke spürbar, während heute eine geschäftliche Spekulation die Triebkraft der Verweltlichung ist — eine Kraft, die nicht im Volksempfinden wurzelt, sondern dem Mann auf der Straße aufgedrängt wird.



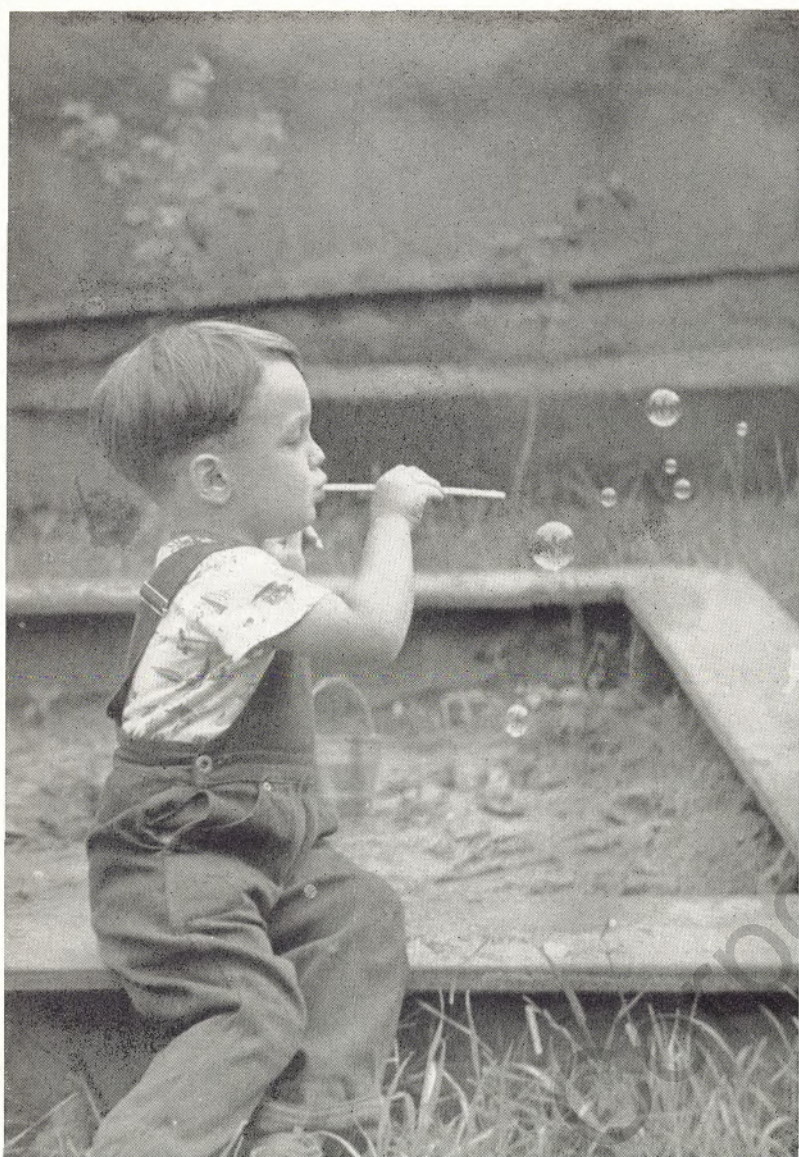
An unserer schlicht-schönen Kaminplatte ist noch etwas anderes interessant. Sie ist eines der frühen Beispiele für die künstlerische Bildsamkeit des Gußeisens.

Seit dem 15. Jahrhundert goß man auf den meist in einsamen Waldtälern

gelegenen Hütten derartige Platten im offenen Herdguß. Die Negativformen für den Bildguß wurden durch Abdruck von Holzmodellen in feingesiebt, mehrfach geschichtetem Sand gewonnen. Die Holzmodellen selbst wurden von sogenannten „Formschneidern“ geschnitzt, die im 16. Jahrhundert in allen deutschen Eisendlandschaften (Siegerland, Eifel, Elsaß, Württemberg, Tirol, Hessen, Harz, Sachsen) gewirkt haben und im Hauptberuf wohl Schnitzer oder Bildhauer waren. Meist dürften es sogenannte „Kleinmeister“ gewesen sein, die wir heute dem Kunsthandwerk zurechnen würden.

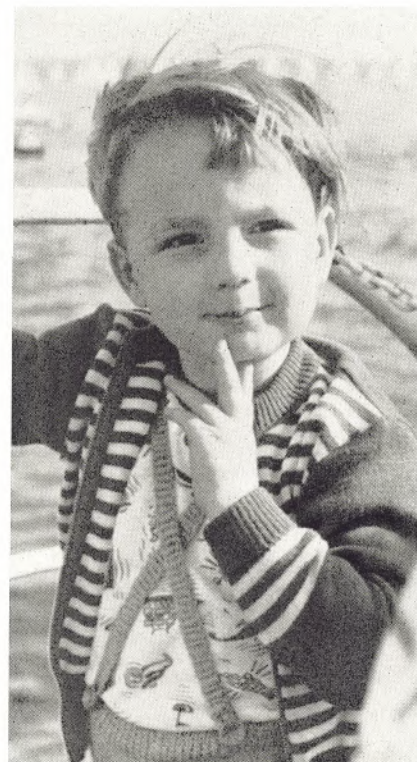
Dem Namen nach sind uns nur wenige bekannt, so etwa der sächsische Andreas Walther, der hessische Jost Luppold, Wilhelm Vernukken und als der namhafteste Philipp Soldan aus Frankenberg in Hessen (etwa 1500—1569).

Ewald Cieplik



KINDER ○○○

— das war das Thema, das sich die Fotogruppe ATH zuletzt gestellt hatte. Aus der Vielzahl der Aufnahmen zeigen wir heute der Belegschaft einige, die wir für besonders typisch halten.





Mein Freund Viktor

Eine Geschichte zur Weihnacht

VON WALTER FRINK

Herbstzeit! — — Leise rauschte der Wind durch das dürre Laub. Langsam wirbelten die gefärbten Blätter durch die Luft und glitten sachte auf den Boden. Es herrschte eine tiefe Stille im Wald. Da wurden einige Sträucher vorsichtig auseinandergebogen, und der Kopf eines Menschen wurde sichtbar. Seine Augen spähten unruhig umher. Leise schlich er dann vorwärts. Er hatte eine frische Spur entdeckt, der er folgte. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, nahm er den Bogen von der Schulter und spannte ihn mit einem Pfeil. Plötzlich blieb er stehen. Vor ihm kroch eine menschliche Gestalt, mit einem großen Federschmuck in den Haaren.

„Bist Du es, Weißtöter?“, fragte er leise.

„Ja, Winnetou, ich bin's“, flüsterte der auf dem Boden Kriechende, während Winnetou seinen Bogen wieder entspannte.

„Weißt Du, daß uns unser Feind, der graue Bär, mit seinen Mannen umzingelt hat und uns vernichten wird? Aber wir kämpfen bis zuletzt und sterben dann als Freunde. Komm, Weißtöter, wir wollen vorher noch Blutsfreundschaft schließen!“

Vorsichtig kletterten die Beiden den Abhang hinunter zum Steinbruchsee. Winnetou zog mit einem Stückchen Holz einen Kreis in den Sand. Weißtöter und Winnetou entblößten dann den rechten Unterarm und ritzten mit einem Messer die Haut auf, so daß einige Blutstropfen sichtbar wurden. Sie traten in den Kreis und kreuzten die Arme übereinander, damit das Blut sich vermische. „Bleibe, treue Freundschaft, bis zum Grabel“, sprach Weißtöter feierlich und Winnetou wiederholte langsam die Worte: „Bleibe, treue Freundschaft, bis zum Grabel!“

Stimmen und Rufe wurden laut: „Hier, hier sind sie.“ Pfeile surrten durch die Luft. Weißtöter und Winnetou sahen sich einer großen Anzahl feindlicher Krieger gegenüber und waren bald besiegt. Gefesselt standen sie mit gesenktem Kopf, den Federschmuck hatte man ihnen genommen. Immer mehr jugendliche Kämpfer erschienen.

„Guten Tag, Erich, Heinz, Rudi, Kurt...“, die Begrüßung wollte kein Ende nehmen. Das Geländespiel der Jungen war beendet, und alle verließen frohgelaunt den herbstlichen Wald. Arm in Arm gingen Weißtöter und Winnetou, jetzt wieder Heinz Fese und Viktor Böhmer, nebeneinander her, und als die Glocken der nahen Kreuzeskirche den Sonntag einläuteten, war es den beiden Jungen recht feierlich zuzute. — —



In der Schule war es kein Geheimnis geblieben, daß Heinz Fese und Viktor Böhmer unzertrennliche Freunde geworden waren. Sie saßen nebeneinander auf der Schulbank, machten gemeinschaftlich ihre Schularbeiten und verbrachten zusammen die ihnen verbleibenden freien Stunden mit Spiel und Spaziergängen. In der Schule kamen sie gut voran, und Heinz und

Viktor erklimmen in der Osterzeit eine neue Klasse. — Oh Ferienzeit — Freudenzeit!

„Liegt in dunklen Ecken gut
Bücher ihr und Schriften.
Wanderweise, Wandermut
Will mir Freude stiften.“

Wie freuten sich Heinz und Viktor auf diese Sommerferien!

Die Familien Böhmer und Fese hatten gemeinsam in einem Ostseebad ein kleines Landhaus gemietet und wollten hier ihre Ferien verleben. Leider konnte Herr Böhmer durch eine plötzlich in seinem Werk angeordnete Großreparatur nicht mitfahren. — —



Samstag war's. Heiß brannte die Sonne auf das kleine Fischerdorf. Die Menschen schleppten sich ermattet dicht an den Häusern vorbei, um etwas Schatten zu erhaschen. Heinz und Viktor störten sich nicht an die fast unerträgliche Mittagsglut und schritten im gewohnten Tempo zum Strand. Sie hatten die Erlaubnis erhalten, auf der heute so ruhigen See zu rudern. —

Ach, was wird das fein, auf dem spiegelglatten Wasser dahinzugleiten! Gewiß, in ihrer Heimat hatten sie auch schon einmal auf dem nahen Wedausee rudern können, aber was ist das im Vergleich zur weltweiten Ostsee! Fast übermütig kletterten sie in den Kahn, und mit kräftigen Ruderschlägen kamen sie schnell vorwärts. —



Ein sanfter Windstoß trieb auf einmal kleine Wellen — wie die Reibfläche eines Waschbretts — vor sich her. Ganz leicht machte der Kahn die schaukelnde Bewegung mit; die Jungen bemerkten es aber nicht. Sie sahen auch nicht, daß sich inzwischen mächtige Wolkenberge, wie ein Vorhang, vor die Sonne schoben, und sie achteten nicht auf die immer heftiger werdenden Windstöße. Der Himmel hatte bald jene schwefelgelbe Farbe angenommen, die fast unheimlich wirkt.

„Es gibt ein anständiges Gewitter“, sagte Heinz etwas ängstlich, „wir müssen sofort umkehren.“ Der Kahn folgte willig der Steuerung; der Gegenwind blies aber aus vollen Backen. Heinz versuchte, mit mächtigen Schlägen vorwärts zu kommen. Aber soviel er sich auch bemühte, es gelang ihm nur langsam, fast überhaupt nicht. „Ich kann nicht mehr, löse mich ab“, schrie er, um das Heulen des Sturmes zu übertönen, Viktor zu. —

Blitze zuckten und erhellten sekundenlang die tobende See. In wahren Strömen prasselte der Regen hernieder, der orkanartige Sturm peitschte den Jungen in die blassen Gesichter. Die Wellenberge schlugen in den kleinen Kahn, der wie ein Spielball herrenlos auf dem Wasser einhertänzelte. Viktors Kraft war bald erlahmt. Bleich und ganz ihrem Schicksal ergeben hielten sich die Jungen am Bootsrand fest; zum erstenmal stand der Tod vor ihnen — — und Gott!

„Herr, rette wenigstens ihn“, rief Heinz und faltete seine Hände wie zum Gebet. — —

Am Strande standen die Eltern von Heinz mit Viktors Mutter und beobachteten aufgeregt die kleine Nußschale. Sie atmeten

auf, als sie, wie von unsichtbaren Händen getrieben, sich endlich dem Ufer näherte. Noch einmal brandete die See auf, es brodelte und zischte und zuckte. Wellen schlugen über den Kahn hinweg. Nur noch wenige Meter war's zum sicheren Strand. — — — Gerettet — — — gerettet!



Als Viktor nach einer unruhigen Nacht erwachte, erschrak er. Seine sonst so fröhliche und immer wohlgelaunte Mutter saß in sich zusammengekauert am Tisch. Ihre Fäuste hielt sie vor die Augen gepreßt. Sie rang nach Luft. Ihr Schluchzen wirkte unheimlich.

Viktor wollte sie umarmen und trösten. Da sah er ein Telegramm auf dem Tisch liegen. Er wurde blaß, seine Knie zitterten, sein Herz schien auszusetzen. Viktor las, und immer wieder mußte er auf diese vier Worte stieren, die so grausam waren: Franz Böhmer tödlich verunglückt.

Sein Vater — tot? Sein Vater...! Sein... Ohnmächtig sank er zu Boden. — — —



Schon lange hatte die Schule wieder begonnen. Braun gebrannt und erholt an Leib und Seele war Heinz zurückgekehrt. Er hatte die Kahnfahrt gut überstanden und fühlte sich frisch wie nie zuvor. — — — Anders war es mit Viktor. Hütelnd und bleich saß er jetzt neben seinem Freund auf der Schulbank. Häufig träumte er vor sich hin und hörte nicht auf das, was in der Klasse besprochen wurde. Seine Leistungen ließen merklich nach; er beteiligte sich nur noch selten an den Spielen, bald zog er sich ganz von seinen Klassenkameraden und Heinz zurück.

Sein Freund hatte die Veränderung in Viktors Wesen wohl bemerkt. „Warum sagt er mir nichts?“, dachte Heinz und ließ Viktor gewähren.

Eines Morgens war Viktors Platz in der Klasse leer. Heinz bekümmerte sich nicht darum. Und als der Klassenlehrer den Schülern mitteilte, daß Viktor Böhmer die Schule verlassen hätte, nahm Heinz die Tatsache genau so gleichgültig auf wie die übrigen Mitschüler.



Anfang Dezember hatte sich die Erde ein weißes Kleid angezogen, lustig wirbelten die Schneeflocken auf die Straße. Viktor saß aufrecht in seinem Bett und sah träumerisch durch das Fenster auf die winterliche Landschaft. Die Türe öffnete sich, und der Arzt betrat das Krankenzimmer. Nach der Untersuchung schüttelte er nachdenklich und betrübt den Kopf und ging hinaus. Viktor hatte wohl verstanden, daß der Arzt eine unheilbare Krankheit bei ihm festgestellt hatte. Auch an den verweinten Augen seiner Mutter erkannte er, wie es um ihn stand. — — —



Weihnachten nahte. Frau Böhmer hatte bereits einige Geschenke für ihren kranken Sohn erstanden. Täglich las sie Viktor, auf seines Bettes Rand sitzend, Geschichten vor. Sie wollte die vielleicht letzte Weihnacht ihres Sohnes so schön, wie nur möglich, gestalten.

Die schönste Weihnachtsfreude aber behielt sich der vor, der vor rund 2000 Jahren in einem ärmlichen Stall geboren wurde.

Heiliger Abend! Die Dämmerung war hereingebrochen; die Menschen hasteten nach Hause, um sich für das schönste aller Feste zu rüsten. In vielen Wohnungen strahlten bereits die Weihnachtsbäume in ihrem vollsten Glanz. Von den nahen Kirchtürmen begannen nun die Glocken ihr ehernes und feierliches Geläute. — —

„Wann habe ich diesen Klang eigentlich so schön empfunden wie jetzt?“, fragte sich Viktor. „Ach ja, unten am Steinbruchsee, als ich mit Heinz Fese Blutsfreundschaft schloß. Was mag Heinz machen? Wo wird er jetzt sein?“ — — —



Frau Böhmer trat ins Zimmer. Die Kerzen des mit weißen Kugeln geschmückten Baumes leuchteten auf, und in dem flackernden Schein erkannte man die fiebernden Wangen Viktors. Eine feierliche Stille trat ein. Man hörte nur das anheimelnde Knistern der Kerzen.

Langsam setzte sich Frau Böhmer an das Klavier und spielte leise:

O, du fröhliche, o, du selige
gnadenbringende Weihnachtszeit — —

Da wurde plötzlich die Tür geöffnet und zwölf Jungen fielen leise mit ihren Stimmen ein:

Welt ging verloren, Christ ist geboren,
freue dich, o freue dich, du Christenheit. — —

„Heinz, Du bist da?“, flüsterte Viktor und richtete sich im Bett ein wenig auf.

„Viktor, Viktor“, rief Heinz und eilte an das Bett seines Freundes, nahm seine rechte Hand und umklammerte sie. Da trat der junge Geistliche, der mit den Jungen gekommen war, an den Weihnachtsbaum und verlas die alte und ewig neue Geschichte: „Es begab sich aber, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde. — —“ Und an der Stelle: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren“ — — da war es, als ob die Engel des Herrn segnend eingetreten seien. — —

Feierliche Stille herrschte im Raum. Die beiden Freunde sahen sich schweigend in die Augen. Die übrigen Jungen schämten sich nicht, die Tränen aus den Augenwinkeln zu verwischen. Schwer ging Viktors Atem. Aber seine Augen strahlten.



Das neue Jahr war gerade ins Land gegangen, als Heinz mittags zu Hause einen Trauerbrief vorfand: Viktor, sein Freund, war gestorben.

Leise fiel draußen der Schnee — — —



Heiligabend an Bord

Aus meinem alten Seemanns-Tagebuch

VON GÜNTER MEYER
(MB. WARMBANDWERK)

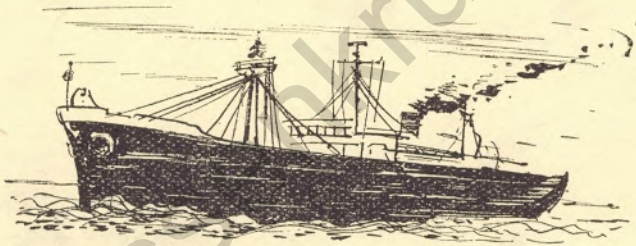
Eine dichte graue Wolkendecke liegt über der Nordsee, die heute nur eine mittelmäßige Dünung hat. Ich weiß nicht, wie lange ich schon am Bullauge des Schiffes stehe, mit dem ich nun seit Monaten die Meere zwischen dem sonnigen Neapel, der heißen afrikanischen Goldküste und dem eisigen Botttnischen Meerbusen befahre. Meine Blicke verlieren sich im Dunst des hereinbrechenden Abends, ich träume. Eine kräftige Hand, die sich auf meine Schulter legt, versetzt mich erst in die Wirklichkeit zurück. Ein Kollege steht neben mir. Wir sehen uns ins Gesicht, aber keiner von uns beiden sagt ein Wort. Ein stilles Lächeln nur huscht über unsere Lippen, als wir uns dann zusammen vom Bullauge abwenden.

Mein lieber guter Luden — so nennen wir alle unseren Ludwig — scheint meine Gedanken erraten zu haben. Denn ganz beiläufig meint er: „Du wolltest doch noch das Weihnachtstelegramm an deine Frau aufgeben!“

Ja, das wollte ich auch, und jetzt wird es für den Gruß nach Hause allerhöchste Zeit. Und während ich meine Jacke noch überziehe, springe ich schon zum Funker hinauf.

Ein festlicher Duft verbreitet sich von der Kombüse her ins ganze Schiff. In gut einer Stunde gibt es schon wieder Abendbrot, und es ist Heiligabend.

Nur ein paar steile Stufen, und ich bin auf der Kommando-
brücke. Auge und Gehirn des Schiffes sind selbst in diesen Stunden des Weihnachtsabends hellwach. Den Blick unver-



wandt auf die Kompaßnadel gerichtet, erwidert der Rudergänger, an dem vorbei ich zum Funkraum gehe, meinen Gruß nur mit einem leichten Kopfnicken.

Wie einen langerwarteten Freund empfängt mich der Funkoffizier. Ich bin der letzte, der sein Weihnachtstelegramm noch abzusetzen hat. So schiebt er mir den Telegrammblock schnell zu, und nach einigen Minuten sind meine Weihnachtsgrüße an Frau und Kind bereits durch den Äther an Norddeich-Radio gesandt.



Nun, da ich wieder auf der Brücke stehe, entdecke ich den Christbaum, der gerade seinen letzten Schmuck erhält. „Ist er nicht schön?“ fragt mich der Steuermann. Ja, er ist wirklich schön — beinahe wie bei Muttern, obwohl er in Frankreich gewachsen ist.



Alte Weihnachtserinnerungen werden bei uns wach. Wir stehen nebeneinander und blicken hinaus in den grauen Dezembertag. Die einzigen Geräusche, die wir hier oben wahrnehmen, sind das Klicken der Steuerschaltung durch den Rudergänger und die Dünung der See, durch die das Schiff sich seinen Weg bahnt. Hoch oben im Vormast schwenkt mit jeder Bewegung des Schiffes auch der dort befestigte Tannenbaum hin und her. Wie lange schon zurück erinnere ich mich an diesen alten Brauch bei der Christlichen Seefahrt . . . Wenn ich als kleiner Bub an einem kalten Weihnachtsmorgen auf der Hafenmole meiner alten Heimat weilte und am Mast eines einlaufenden Schiffes den Christbaum entdeckte, dann fragte ich meinen Vater immer wieder: „Hat das Christkind diesen schönen Baum den Seeleuten geschenkt?“

Die Erinnerungen an meine Heimatstadt, die große Hafenstadt fern im Osten, stimmen mich wehmütig. Ich denke dabei auch an Nachbars Sohn Hans. Als ich noch ein Naseweis war, war Hannes schon ein Mann. Nicht, daß er groß war! Aber er fuhr schon als Steuermann auf einem Hochseeschlepper. Zu wie vielen Mal habe ich seinen Worten gelauscht, wenn er wieder mal zu Hause war. Und oft erzählte er uns auch vom Heiligen Abend auf See.

Heute nun erlebe ich diesen Abend selbst hier auf der Nordsee, und alles ist wie ein Stück Heimat — — — dieser graue Dezembertag, der Christbaum im Vormast und das Meer.



Ich rufe allen auf der Brücke noch einen Gruß zu und schlendere dann übers Bootsdeck zurück in meine Kammer. Hier traue ich meinen Augen nicht; denn während ich auf Deck war, hat mein Kollege unseren kleinen Raum festlich geschmückt. Er selbst freut sich darüber am meisten, wie mir seine großen lustigen Augen verraten.

Ich weiß nicht recht, wie ich ihm danken soll, und schenke uns zunächst einen Cognac ein. Auch mein Kollege ist kein Freund großer Worte und daher froh, daß ich auf diese Art seine Mühe anerkenne.

Ein kleiner künstlicher Christbaum zielt nun auch unseren Tisch und versetzt uns immer mehr in Weihnachtsstimmung.

„Ist es nicht schade, Luden, daß ich gerade heute nicht bei meiner Frau und meinem Jungen sein kann.“

„Schade schon, doch was hilft's, Günter? Sind wir nicht auch hier eine Familie? 29 Menschen wie du und ich auf diesem Schiff, inmitten der Weite des Meeres!“

Wir sitzen noch eine Weile zusammen, aber gesprochen wird nicht zuviel. Doch dann wird es Zeit fürs Abendessen in der

Messe. Hier hat sich alles versammelt von der Mannschaft, was Freiwache hat. Aber es ist nicht das gewohnte Bild, das man heute hier erlebt. Wir sind alle festlich gekleidet, aber wir sitzen da und betrachten den Tisch und den geschmückten Baum. Es bahnt sich keine Unterhaltung an, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Nur ab und zu fällt ein Wort, auf das der oder jener antwortet.

Der Kapitän wünscht allseits eine gottgesegnete Mahlzeit. Das Essen verläuft sehr still und schnell, und danach zünden der Kapitän und der Funkoffizier die Kerzen des Baumes an. Der Kapitän versucht Worte zu finden, die zu diesem Abend passen, zu diesen Stunden, in denen wir alle mit unseren Gedanken nur bei unseren Lieben zu Hause sind. Er wünscht von ganzem Herzen ein frohes Weihnachtsfest und richtet auch die Grüße des Reeders aus, die der Funker telegraphisch erhalten hat.

Alle erheben sich von den Plätzen und wünschen sich jetzt ein frohes Fest. Das ist ein Augenblick, den ich nie vergessen werde. Denn wir alle an Bord sind uns an diesem Abend näher, als es selbst Brüder sein könnten. Auch den Härtesten unter uns hat es irgendwie gepackt.



In der Mannschaftsmesse sitzen wir dann alle noch lange vor unseren bunten Tellern wie große Buben — Steuerleute und Schiffsingenieure, der Moses und der Kapitän, Voll- und Leichtmatrosen. Alle, die zu dieser Stunde keinen Dienst haben, drängen sich in den sonst so schlichten Raum. Heute atmet er eine festliche Atmosphäre in seinem weihnachtlichen Schmuck.

Mit dem Weihnachtsmann unterwegs

Begegnungen am Heiligen Abend

„Alle Jahre wieder kommt das Christuskind . . .“ so singen unsere Kinder mit leuchtenden Augen, wenn sie von Tür zu Tür ziehen und das Weihnachtsfest, das schönste Fest des Jahres, ankünden. Auch in diesem Jahre hat sich der Weihnachtsmann der August Thyssen-Hütte, schwer beladen und mit voller Tasche, durch Wind und Wetter zu allen Familien der Mitarbeiter auf den Weg gemacht. Still bin ich dem weißbärtigen Alten gefolgt. Das alles sah ich dabei:

Ein älteres Frauchen umarmte glücklich ihren Lebenskameraden. Ein tiefes Glück und die feste Hoffnung an die Zukunft strahlten aus ihren Worten, als sie sagte: „Vater, in diesem Jahr ist das Glück zu Weihnachten wieder in unser Haus gekommen. Ein Teil der schönen Summe, die Du mitgebracht hast, kommt aber ins Sparbuch. Wenn wir mal was brauchen, dann wissen wir wenigstens, wo wir's wegnehmen!“ „Hast recht, Mutterchen,“ antwortete der Mann, „so ein Notgroschen ist doch immer eine schöne Beruhigung.“



Fröhlicher Kinderlärm ließ uns an der nächsten Tür anhalten und lauschen. „Ach, Mutti, sieh doch mal meinen Pulli, fein,

Nochmals spricht der Kapitän kurz zur Besatzung, von Weihnachten, von der Familie und von unserem Schiff. Ob er wohl bei seinen Worten in Gedanken bei der Frau und den beiden Kindern an der Elbe weilt?

Auch meine Gedanken sind zu Hause, bei meiner Frau und unserem Kind. Sieben Monate ist der Bub jetzt alt. Wie er wohl den Christbaum bewundern wird?

Leise singen die rauhen Stimmen der Seeleute heute, vor allem das „Oh, du fröhliche“, wie wir es von Kind's Beinen an kennen. Und mir fällt dabei ein, daß dieses Weihnachtslied von meinem Landsmann Daniel Falk nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges für zarte Kinderstimmen geschrieben worden ist. An diesem Abend sind wir ja alle Kinder, Groß und Klein.

Wieviele dieser Männer mögen schon an Weihnachten auf See gewesen sein? Neben mir sitzt der Bootsmann, von diesen Fahrensmännern der älteste. Er wird wohl nahe an die Sechzig sein. Auch er ist etwas wehmütig; denn er wird diese Weihnachtsfeste nicht mehr oft erleben können. Er ist alt und kränklich geworden. Sein Gesundheitszustand verträgt nicht mehr diesen harten Beruf . . .



Viele sind noch zu den Kameraden gegangen, die auf der Brücke oder im Maschinenraum Dienst tun, damit wir in Ruhe Weihnachten feiern können — „Stille Nacht, heilige Nacht“ im tiefsten Sinne dieses Wortes.

Ruhig gleitet das Schiff durch die leichte Dünung der Nordsee — dieses Schiff mit seinen 29 Männern, eine kleine Welt für sich in der Hand Gottes.



nicht — und so warm! Und guck mal, für Karl-Heinz einen Mantel; wie angegossen sitzt er. Und Fritzchen hat jetzt einen Anzug — oh, und einen Baukasten — ach, Mutti . . . und Karlchen neue Schuhe und ein Auto.“

Herzlich drückte die Mutter Vaters Hand und sagte: „Dein Verdienst, Vater. — Sieh Dir unsere Jungens an, alle sind neu

(Fortsetzung auf Seite V dieser Beilage)

Christnachts-Traum

Ich schwebte fest und unbewegt über den Strudeln der rollenden Erde, und die umlaufende Welt führte ihre Länder und Völker unter mir vorbei. O wieviel Jammer und wieviel Wonne flohen vorüber!

Bald wälzte die Kugel ein stürmendes schreiendes Meer und taumelnde Schiffe mit angeketteten nachfliegenden Särgen vorbei — bald ein persisches Tal, glühend von Nelken und Lilien und Narzissen und rauchend von hängenden Blumengärten und Pfirsichstämmen. Schlachtfelder voll umklammernder Würgeengel verfolgten duftende Gärten mit umarmenden weichen Geliebten. Bald kamen zwei Arme, die das staunende Entzücken, bald zwei andere, die der Jammer aufhob.

Und die Kugel zeigte mir auf ihren weichen Blumen den glücklichen Schläfer und unter ihm den liegenden, gleich einer lebendig beerdigten Leiche arbeitenden Bergmann und Minen-Neger, Regenbogen auf erkälten Gewittern und auf erhabenen Wasserfällen, niederbrennende Städte unter Donnerwettern und schillernde Auen im Morgentau. Die Totenglocke summt in das Freudegeläute, das Morgenrot zerfloß ins Abendrot.

Und die reißende Kugel rückte das an ihr hängende Menschengeschlecht, alle seine verweinten, erhabenen, zerdrückten, verwesenden Gestalten und alle unsere Tränen und Kränze und Siechbetten und Spiele zusammen, und der Schmerz und die Seeligkeit riefen nebeneinander fliehend: ich bin ewig. Da stand in meinem Geiste der Stolz und die Kraft der Unsterblichkeit auf, und er sagte: eile hinab, schmutzige Kugel, mit deinen geflügelten Schmerzen, mit deinen geflügelten Freuden, du bist viel zu vergänglich für einen Unsterblichen!

Aber als der wegziehende Erdkreis seine Sonne entblößte und die Sonnen hinter ihr — und als mein gereiftes Auge um die andern Sonnen tausend Erden schwimmen und alle dunkle Klumpen mit der umgewälzten Nachbarschaft der Paradiese und der Gräber, des Jammers und des Jubels eilen sah, so brach meine Brust unter der Verzweiflung, und ich rief aus: „Unendlicher, sind denn deine Endlichen nirgends glücklich? O wann wird denn die ermüdende Seele gesättigt?“

Ein sanftes Tönen antwortete: „Auf keiner Erde — aber nach dem Sterben — bei der unendlichen Liebe, bei der unendlichen Weisheit.“ Und hier kehrte die Erde von ihrem Jahre zurück und flog oben von der Sonne herab, und das Tönen sang schöner und leiser nach: „Geh' auf deine Erde, du bist noch nicht gestorben.“

Hier wurde aus allen in der Tiefe fliegenden Welten ein zitterndes Glockenspiel, und meine getröstete Seele stieg der alten niederfallenden Erde sanft gezogen entgegen. Ein funkelnder Zirkel aus zwei verknüpften Regenbögen war um ihr rundes Ufer gelegt — und sie riß mich erschüttert zu sich, und ich wachte auf...

Um den Turm flogen die heiligen Töne des Christmorgens, und der Morgenwind brachte sie schweigend. Unter mir ging der finstere Strom mit seinen alten Wellen und mit ewigen Tönen. Die Sternbilder des Himmels standen fest und hell, und die Wolken lagen, vom Nachwind getümt und von der tiefen heraufziehenden Sonne gefärbt, bergig in Osten. In einigen der nächsten Häuser waren schon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet, und die von der Musik zu bald geweckten Kinder hüpfen um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst...

(GESCHRIEBEN ZU WEIHNACHTEN 1796)



INS DRITTE JAHR!

Der zweite Jahrgang unserer Werkzeitung ist mit diesem Weihnachtsheft abgeschlossen. Jeden Monat kam „UNSERE ATH“ wieder in fast 14 000 Familien von Mitarbeitern und Pensionären sowie zu zahlreichen Freunden unserer Gesellschaft. Auf 352 Seiten schilderte sie das Geschehen in den Betrieben und die Entwicklung des Werkes, zeigte die Menschen, die in ihm mitarbeiten, und ihre Familien.

Im letzten Jahr konnte die Redaktion manches Neue aufgreifen. Sie hat sich dabei bemüht, auch Wünsche zu erfüllen, die in Briefen und zahlreichen Gesprächen an sie herangetragen wurden. Die Frauen

finden jetzt in fast jedem Heft mehr Themen, die sie interessieren, die Berichterstattung aus den einzelnen Betrieben wurde ausgebaut, die Aktualität verbessert.

Auch ins dritte Jahr nimmt die Redaktion noch einen guten Pack unerfüllter Pläne, Kritiken und Anregungen mit. Dabei ist sie auf die Mitarbeit möglichst vieler Belegschaftsmitglieder angewiesen. Allen, die durch Ratschläge, Hinweise und Beiträge das schon getan haben, dankt die Redaktion auch an dieser Stelle recht herzlich. Sie wünscht allen Lesern — nicht zuletzt auch den treuen Trägern aus dem Kreis der Pensionäre — ein frohes Fest und ein glückliches neues Jahr; sie hofft, 1957 weitere Freunde zu finden.

cbh

VIER WOCHEN UNTER DEM GROSSEN *Widderstein*

WAS ZWEI LEHRLINGE UNSERER HUTTE
IN BAAD IM KLEINEN WALSSERTAL ERLEBTEN

Zwei Lehrlinge unserer Hütte, Siegfried Heiermann (Maschinenschlosser) und Klaus Köcher (kaufmännische Verwaltung), konnten in diesem Herbst vier Wochen lang die Schule in Baad im Kleinen Walsertal besuchen. Sie berichten selbst darüber, was sie in dieser „Schule“ erlebten.



Auf der Bergwacht „Widderstein“; links mit Schirmmütze Klaus Köcher

Die Kurzschule Baad ist von der „Gesellschaft für europäische Erziehung“ errichtet worden. Gründer dieser Gesellschaft ist Professor Hahn. Während des zweiten Weltkrieges kam er in England auf den Gedanken, in verschiedenen Ländern Schulen einzurichten, um die Jugend zur Gemeinschaft und zum Dienst am Nächsten zu erziehen.

Diese Schulen setzte Professor Hahn entweder ins Gebirge oder an die See; also dorthin, wo der Mensch immerfort im Kampf mit den Naturgewalten steht und wo es — im Gebirge bei der Bergrettung, am Meer bei der Rettung aus Seenot — auf jeden einzelnen ankommt. Er wollte eine Erziehung zur Gemeinschaft durch, aber nicht für die See oder die Berge. Der junge Mensch soll hier lernen, daß hinter Hilfsbereitschaft und Einsatz nicht nur Wagemut, sondern vor allem Können, Sorgfalt und Vorsicht stehen müssen.

Kurzschule Baad inmitten der Bergwelt des Kleinen Walsertals



Baad, am Ende des Kleinen Walsertals, liegt in 1250 Meter Höhe in einem Naturschutzgebiet. Ringsherum ist der Ort von hohen Bergen umgeben, von denen der Große Widderstein mit seinen 2536 Metern der höchste ist.

„Miteinander leben“

Ein Satz, unter dem die Schule geführt wird, lautet: „Da wir nebeneinander leben müssen, sollten wir lernen, miteinander zu leben; deshalb will die Kurzschule zu echter Gemeinschaft führen, in der jeder seine Aufgabe erkennt und die ihm zufallende Verantwortung freiwillig übernimmt.“

Der Kurs, den wir im September besuchten, hatte 65 Teilnehmer im Alter von 16 bis 22 Jahre. Sie waren in Gruppen von sieben bis neun Mann eingeteilt, wohnten und arbeiteten so auch zusammen unter einem Lehrer. Insgesamt hatten wir zehn

Lehrer an der Schule, von ihnen sechs Studienreferendare. Sie waren nur für drei Monate auf der Schule und leiteten auch die freiwilligen Arbeitsgemeinschaften.

Eine Stange Weißwürste als Preis

Für die Ordnung im Hause waren wir selbst verantwortlich. Sie wurde nach einem Punktsystem bewertet. Die Gruppe, die mit den wenigsten Minuspunkten belastet war, erhielt am Ende des Kurses eine Stange Weißwürste. An jedem Tag hatte eine bestimmte Gruppe die Zimmer auf Ordnung und Sauberkeit zu überprüfen. Sie mußte aus drei Tageszeitungen die wichtigsten und interessantesten Nachrichten zu einer Zeitungsschau zusammenstellen und nach dem Abendessen vorlesen.

Nach jeder Mahlzeit halfen stets ein paar Jungs in der Küche beim Abtrocknen. Sie wurden von niemand dazu gezwungen, sondern gingen freiwillig, auch zum Milchholen und zu anderen Arbeiten. Keiner von uns wurde deswegen von anderen ausgelacht. Man tat es ja, um den Mädchen in der Küche zu helfen, damit sie schneller fertig wurden und mehr Freizeit hatten. Aus unserer Gruppe (zu der Klaus Köcher gehörte; die Redaktion) halfen jeden Tag drei bis vier Mann; sie wies ziemlich stabile Jungs auf und entwickelte daher einen ganz schönen Appetit. Zum Schluß des Kurses erhielten wir dann den Orden „der verfressenen Gruppe“.

Wir preßten Alpenblumen

An zwei oder drei Abenden in der Woche kamen wir zu Arbeitsgemeinschaften zusammen, die wir uns nach unseren Interessen selbst auswählten: Biologie, Schach, Musik und Laienspiele sowie andere, die sich mit Tieren und Pflanzen oder der Geologie des Kleinen Walsertales befaßten. In der biologischen Arbeitsgemeinschaft zum Beispiel preßten wir Alpenblumen, um den Schülern, die nach uns

kommen, noch einen Einblick in die Alpenflora zu geben; denn sie finden dort im Winter ja keine Blumen mehr.

Sonntags hatten wir frei. Wir machten aber meistens in einer Gruppe von acht bis zehn Jungs eine weite Bergtour mit einem Lehrer. Auf einer solchen zweitägigen Wanderung fuhren wir samstagsfrüh nach Oberstdorf und stiegen von der dort bis zur Herman-von-Barth-Hütte (2131 Meter) auf, wo wir nachts auch schliefen. Unterwegs sahen wir die Mädelegabel und bestiegen den Großen Krottenkopp, den mit 2656 Meter höchsten Berg des Allgäu.

Abends hatten wir oft Besucher, die uns Vorträge hielten. So erzählte uns Anderl Heckmeier, einer der Teilnehmer der

österreichischen Himalaya-Expedition, von Alpenpflanzen und zeigte uns dabei Farbaufnahmen. Über die Expedition selbst wollte er uns später noch berichten, auch über die Besteigung besonders schwieriger Alpengipfel. Er stürzte aber leider in der Zwischenzeit am Matterhorn ab, als er mit anderen einige verunglückte Bergsteiger retten wollte. Dabei wurde er selbst schwer verletzt, ist heute aber wieder wohl auf.

Am letzten Abend gab es eine große Abschlusfeier mit Kaffee und Kuchen, bei der uns die Laienspieler „Das Gespenst von Canterville“ aufführten; wir haben Tränen darüber gelacht. Am anderen Morgen sangen die Lehrer zum Abschied das Lied „Heimweh“ für uns.

Zwischen Fuchsjagd und Schattenspiel

Tester Berge — wie kaufmännische Lehrlinge es erlebten

15. Oktober — das erste Lehrjahr der kaufmännischen Lehrlinge fährt nach Tester Berge. Hoffnungsvolles Erwarten und leises Mißtrauen gehen mit auf die Reise, als wir im „Bubi“ sitzen und der Dinge harren, die da kommen werden. „Ich freu' mich mächtig“, meint der eine ... „Hoffentlich nicht zu früh“, kommt es aus der anderen Ecke.

Eine halbe Stunde später sind wir unserem grauen Hamborn entflohen. Nichts mehr erinnert an die Thyssenstadt. Wir finden ein schmuckes Haus inmitten weiter Waldungen. „Genau das richtige für einen geplagten kaufmännischen Lehrling“, meint Fritz unter allgemeiner Zustimmung.

Herr Neugebauer, der Leiter unseres einwöchigen Aufenthalts, begrüßt uns. Dann werden die Bettplätze verteilt, und bald sieht man einzelne an zwei herrlichen Platten ihre Kunst im Tischtennis beweisen. Andere spielen Federball oder erkunden das Gelände, in dem sie diese Woche verbringen werden — bis der Gong zum ersten Abendessen ruft. Wir alle freuen uns auf die kommenden Tage.



Morgens um sieben Uhr Waldlauf über federnde Wege. Wir saugen die Lungen voll klarer, reiner Morgenluft. Beim Waschen denkt niemand mehr an Müdigkeit, alles fühlt sich frisch für den Tag.

Ganz besonders erfreut sind wir darüber, daß im „Unterricht“ dann nicht kaufmännisches Fachwissen gebüffelt wird, sondern uns alle angehende Fragen im Gespräch mit leitenden Herren der Verwaltung erörtert werden können.

Auch sonst ist der Tag immer herrlich ausgefüllt. Langeweile kennen wir nicht. Das Wetter ist ausgezeichnet, besser — so sagt man uns — als bei vielen anderen Gruppen von Lehrlingen, die vor uns im Sommer in Tester Berge waren. Ein Geländespiel quer durch den Hünxer Wald ist geplant: Fünf sind Füchse, die übrigen Jäger. Die Füchse müssen ihren

Weg mit Papierschnitzeln anzeigen. Eine Stunde jagen wir ihnen nach, um schließlich festzustellen, daß wir eine falsche Spur verfolgten — die Füchse siegen schließlich. Abends Aufführung der „Bürgschaft“ von Schiller als Schattenspiel. Sie wird ein voller Erfolg. Besonders die Darstellungskunst unseres Fritz beeindruckt.



Arbeitsdirektor Meyer und Ausbildungsleiter Jacobs besuchen uns. Gedämpfte Stimmung zunächst. „Keine Schüchternheit, Jungs“, tönt es aus einer Ecke, „beim Begrüßungsschor nur an die Autofahrt denken, die vielleicht fällig werden könnte!“ — Allgemeine Heiterkeit, aber die Shanties, die uns Herr Neugebauer als alter Fahrensmann beigebracht

Au schönen Tagen wanderte die Gruppe durch den Hünxer Wald



Auch das gehörte zu den täglichen Arbeiten

hat, klingen tatsächlich gut; auch das Schattenspiel findet Anklang. Wir dürfen später eine Woche zusätzlich nach Tester Berge gehen.

Die letzte Nacht. Wir haben beschlossen, über Hans-Jürgen den „heiligen Geist“ kommen zu lassen — und ihm sein übermäßig langes Haar zu stutzen. Um 12 Uhr schleichen „Geisterkommandos“ in sein Zimmer. Der „Obergeist“ hat seine Löwenmähne bereits in der Hand, aber da erwacht Hans-Jürgen ... Am anderen Morgen spricht alles nur vom „vereitelten Attentat“.



Die zusätzliche Woche in Tester Berge, bei der die politischen Ereignisse in Ungarn und Ägypten gar manches Mal bei den Diskussionen die Gemüter erhitzen, war für alle dann Anfang November ein bleibendes Erlebnis.

Kurt Fraatz

SCHIFFE IN DER WÜSTE



Der Suezkanal ist die wichtigste Ölstraße der Welt. Etwa vierzig Schiffe passierten, bevor die militärischen Ereignisse den Kanal seit Ende Oktober blockierten, täglich diesen Wasserweg, zwei Drittel davon waren Tanker. 1955 wurden 67 Millionen Tonnen Rohöl aus Saudi-Arabien und den Ländern an den Ufern des Persischen Golfes auf dem Weg nach Europa über den Kanal transportiert. Heute spüren es alle Länder schmerzlich, daß diese Schlagader nicht mehr arbeitet. Der nachstehende Beitrag von Hans Georg Prager, den wir mit freundlicher Genehmigung dem Esso-Magazin entnehmen, schildert Landschaft und Schifffahrt, Werden und Bedeutung des Kanals.

Mak-bara nennt der Araber das Land zwischen dem Toten Meer und Kairo. Auf Deutsch heißt das Friedhof. Zweimal pro Woche wagt sich eine Dakota der Arab Airways vom jordanischen Flugplatz Jerusalems auf die stundenlange Schaukel-Reise durch heiße Wüstenböen über den Mondlandschaften von Negeb und der großen El Tih. Wer solchen fliegerischen Jitterbug unbeschadet übersteht, darf wirklich behaupten, daß Allah ihm einen Pferdemagen mitgab.

Nach zwei Stunden Flug tippt mich mein Sitznachbar auf die Schulter: bar ilah 'mar! Tatsächlich, das tiefblaue Rote Meer... genauer: der Golf von Suez. Wie bunter Schorf liegt vor seinen sandgelben Küsten ein Korallenriff neben dem anderen. Dazwischen die seidigrünen und grauen Schleier der Sandbänke. Sehr bald verengt sich der schmale Meeresarm zu einem Gewirr schimmernder Lagunen. Durch dieses Watt dürfte Moses bei nördlichem Wind und Niedrigwasser mit dem Volke Israel zum asiatischen Ufer geflüchtet sein. Die nachdrängenden Ägypter hatten Pech. Der Wind schlug um und die Flut kam gerade wieder.

Mitten in dem schimmernden Wattenmeer liegt Port Tewfik, von den dunkelblauen Teppichen tief ausgebaggerter Fahrrinnen und dreier großer Hafenbecken umgeben. Wie an einer langen Nabelschnur hängt es an einem kilometerlangen Damm, der in elegantem Bogen zum afrikanischen Festland verläuft. Dort wird schließlich auch die Stadt Suez sichtbar — das uralte Asinoe, einst Hafenplatz der Pharaonen.

Mitten durch diesen Zwitter einer Landschaft, die zugleich Meer und Wüste ist, schneidet ein chausseeartiges, gradliniges Band,

der Suezkanal. Vor Port Tewfik mündet er ins Rote Meer, nachdem er sich vorher mit dem Suez Crik, dem mächtigsten Priel dieser Lagunen, vereinigt hat. Aus 3000 Meter Höhe sieht man den Kanal weit in der Unendlichkeit einer feuergelben Wüste verschwinden, die nur hier und dort von einigen Schuttkegeln und Wanderdünen überhöht wird.

Hier also beginnt der Isthmus von Suez — eine ungewöhnlich flache Landbarre, die Asiens Gewässer vom Mittelmeer trennt. Die Geologen erklären, daß sie einst Meeresboden war, der sich in der Tertiärzeit gehoben habe. Das Seewasser blieb in drei riesigen Pfützen stehen. Sie heißen Timsah-, Großer und Kleiner Bittersee. Beim Bau des Suezkanals waren sie fast ausgetrocknet, aber heute führt auf einem Drittel seiner Gesamtlänge von 161 Kilometer der größte Seekanal der Erde durch sie hindurch.

Jetzt ist die Reihe an mir, meinem Nachbarn auf die Schulter zu klopfen: „Wo sind denn die Schleusen von Suez?“ Der schüttelt verständnislos den Kopf. Dafür dreht sich mein Vordermann ungefragt um: „Beim Barte des Propheten, was redest du? Allahs Wille hat uns solche Umstände erspart!“

Zugegeben: Es ist ein beträchtlicher Bildungsfehler, daß ich von der Gleichheit im Niveau von Mittel- und Rotes Meer bis zu dieser Stunde nichts gehört habe. Später belehrte mich ein Lexikon, daß der französische Physiker Laplace die Niveaugleichheit schon vor hundertsechzig Jahren verkündet hat. Aber niemand hatte ihm glauben wollen. Erst die Vermessungen des Österreichers Negrelli auf dem Isthmus von Suez erbrachten später einwandfrei den Beweis.

Hätte Napoleon damals Laplace Vertrauen geschenkt, wäre gewiß schon unter ihm der Suezkanal begonnen worden. Dieses Kanalprojekt hatte hundertundfünfzig Jahre vor ihm der deutsche Philosoph Leibniz in einer Denkschrift an den Sonnenkönig gefordert. Doch auch der Korse ließ sich einreden, daß ohne ein kunstvolles und überaus kostspieliges Schleusensystem das zehn Meter höhere Rote Meer hereinbrechen und das ganze Land unter Wasser setzen würde.



Die rund 300 Kilometer lange Autostraße Kairo — Port Said führt durch ein romantisches Stück Ägypten. Bei Zagazig — der alten Katzenstadt Bubastis — zweigt vom Nil der Ismailia-Kanal ab. Er begleitet fortan die Straße. Scharen schwarzgekleideter Frauen sind am Ufer mit Waschen beschäftigt. Die Flamingos sehen träge zu, wie Fellachen mit hölzernen Eimern Wasser für ihre Felder schöpfen. Vorsintflutliche Dampfschlepperchen quirlen über das Wasser des Kanals. Oft genug aber ziehen barfüßige Männer in zerlumpter Gallabaia ihre schwerbeladenen Segler gegen den Wind. Paarweise hängen sie mit Schulter oder Stirn in den Zugseilen.

Erst Negrelli und Lesseps bewässerten durch den Bau des Ismailia-Kanals das Land. Sie haben den Nil in sechsjähriger Bauzeit unter einem Kostenaufwand von 250 Millionen Franken dreihundert Kilometer weit abgeleitet, damit alle Baustellen des Suezkanals in der wasserlosen arabischen Wüste mit Trinkwasser versorgt werden konnten.



Der durch zahlreiche Schleusen abgeriegelte Süßwasserkanal gestattet kleineren Booten die Reise vom Nil zum Roten Meer. Der Kanal folgt etwa dem Laufe seiner Vorgänger aus der Pharaonenzeit. Beim Timsah- oder Krokodil-See, an dessen Ufer heute das palmenschattige Ismailia liegt, biegt dieser Süßwassergraben südwärts. Er umgeht die Bitterseen und läuft in einiger Entfernung neben seinem großen Bruder dem Suezkanal her. Er mündet auf dem Festland bei der Stadt Suez ins Meer. Einen breiten Streifen mak-bara hat er im Süden in blühendes Land verwandelt.

Ein Ingenieur der Kanalgesellschaft hat mir eine zweite, entscheidende Bedeutung des höher gelegenen Süßwasserkanals verraten: Er füllte vor hundert Jahren zunächst den Timsah-See auf und setzte später jeweils die Suezkanal-Baustellen unter Wasser. Flachgehende Schimmbagger konnten herangeführt werden und bequem alle Ausschachtungsarbeiten übernehmen. Der Nil war beim Kanalbau der beste Verbündete.

Auf den Reeden von Port Said herrscht ein heilloses Schiffsgefummel, ebenso in den Docks vom gegenüberliegenden Port Fuad. Diese Doppelstadt von etwa 200 000 Einwohnern brachte es fertig, im Welt-Seeverkehr den zweiten Platz zu erobern. Sie kommt mit etwa vierzig Überseeschiffen gleich hinter New York.

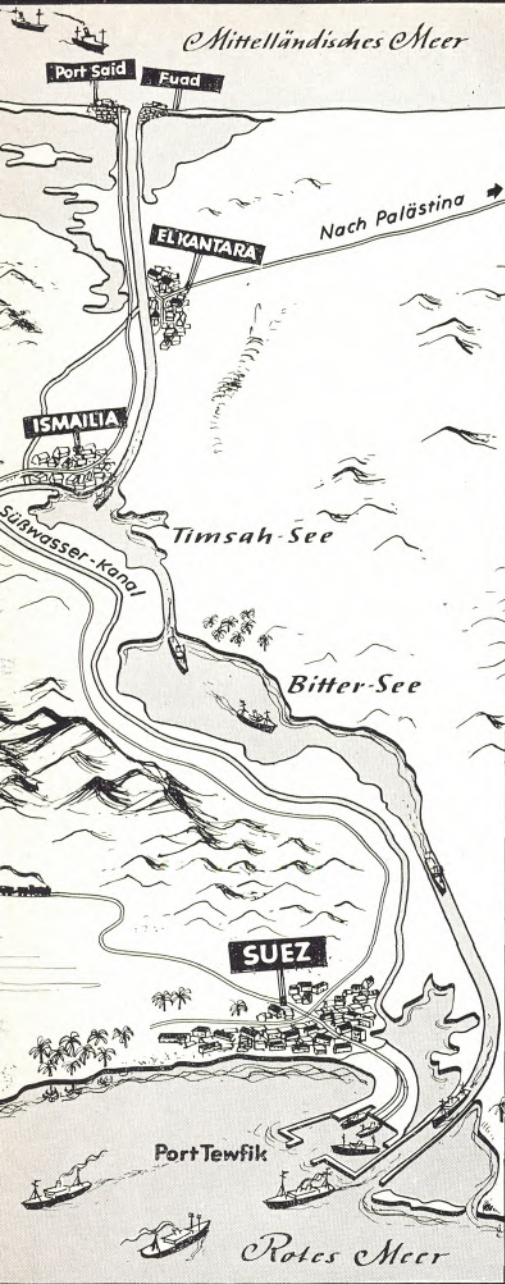
Kurz vor Mitternacht verwandelt sich jedesmal die Reede in einen aufgeschuchten Ameisenhaufen. Schiffe aller Art gehen ankerauf. Typhone röhren Fahrtänderungssignale, Barkassen fegen durcheinander. An allen Masten glitzern die gleichen Signale. Vierzehn, sechzehn, achtzehn Schiffe formieren sich



TANKER AUF DER REEDE VON SUEZ — EIN BILD AUS FRIEDLICHEN ZEITEN

zum Mitternachtgeleit. Ein weiterer Konvoi geht mittags ab. Führen die Schiffe etwa einzeln, wäre in der Einbahnstraße Suezkanal das Verkehrschaos noch vollkommener als im Zentrum mancher Großstadt. Nur Geleitzüge lassen sich zügig von einer Ausweichstelle zur nächsten dirigieren.

Bald verschwinden die blendenden Leuchtstofflampen am Ufer. Port Said liegt hinter uns. Sämtliche Schiffe schieben die weiße Lichtglocke ihres Suez-Bugscheinwerfers vor sich her. Ab und zu blinkt der Reflektor einer angestrahlten Fahrwassertonne zurück. Sonst ist die Nacht ringsum leblos. Unter funkelndem Sternenteppich dehnt sich die Gespensterlandschaft der Nil-Lagunen. Nur der Schienenweg und die Autostraße begleiten die Böschung. Hin und wieder huscht wie eine schwarze Fledermaus ein Lateinersegel über den mattschimmernden Menzahleh-See. Seltener, immer seltener saust mal ein Auto vorbei. Erst bei Kantarah wechselt die Szenerie. Gelbe Sandwüste an Backbord und Steuerbord. Auf der afrikanischen Uferseite sieht man



Ostsee-Kanals und etwa das 2 $\frac{1}{2}$ -fache des Panama-Kanals. Zwei Drittel der Schiffe sind Tanker; 1955 passierten 67 Millionen Tonnen Rohöl den Kanal. Von diesen Öltransporten gehen etwa 2,2 Millionen Tonnen nach Westdeutschland und 8,5 Millionen Tonnen nach USA.

Abgesehen von dem Wassertransport erreichen 40 Millionen Tonnen Rohöl durch die Transarabische Pipeline und die Irakischen Rohrleitungen die Mittelmeerküste.



Der Suezkanal entspricht heute den Anforderungen der Schifffahrt nur noch sehr bedingt. Die Schiffe sind auf elf Meter Tiefgang beschränkt, und Großtanker über 36 000 Tonnen können den Kanal nicht vollbeladen passieren. Die Kanalgebühr beträgt beispielsweise für einen 26 000-Tonnen-Tanker 86 000 DM, für die Nordfahrt mit Ladung und die Südfahrt mit Ballast. Die Geschwindigkeit bei der Nordfahrt ist auf dreizehn, bei der Südfahrt auf vierzehn Kilometer beschränkt, und die Schiffe müssen aus Sicherheitsgründen erheblichen Abstand halten, zum Beispiel 3,3 Kilometer, so daß ein Konvoi von zehn Schiffen verschiedener Art sich auf etwa 25 Kilometer ausdehnt.

Die Sohle des Kanals ist nur fünfzig Meter breit, und die größte Breite am Wasserspiegel beträgt 160 Meter. Das bedeutet die Notwendigkeit zu dauernden Baggerarbeiten, zudem einen starken Sog, da etwa ein Viertel des Kanalquerschnittes von einem großen Schiff eingenommen wird. So muß beispielsweise ein 36 000-Tonnen-Tanker bei 34 Fuß Tiefgang die volle Maschinenkraft seiner 15 000 PS einsetzen, um die Marschgeschwindigkeit des Konvois von dreizehn Kilometer pro Stunde zu halten.

Die Kanalgesellschaft ist sich über die Notwendigkeit grundlegender Verbesse-

rungen klar und hatte vor der Verstaatlichung ein Fünf-Jahres-Programm in Arbeit, das zwei neue Ausweichstellen und sowohl eine Verbreiterung als auch eine Vertiefung des Kanals vorsah. So rechnete man damit, daß ab 1960 etwa fünfzig bis sechzig Schiffe täglich den Kanal passieren könnten. Auch diese Verbesserungen wären aber keineswegs ausreichend für die zu erwartende Steigerung der Öltransporte. Westeuropa hat im vergangenen Jahr hundert Millionen Tonnen Rohöl bei nur neun Millionen Eigenerzeugung verbraucht, und man rechnet bis 1965 damit, daß der Bedarf sich auf das 2 $\frac{1}{2}$ -fache steigern wird.

Aus vielen Verlautbarungen ist bekannt geworden, daß zur Zeit Riesentanker gebaut werden. So ist in Japan ein 86 000-Tonner vom Stapel gelaufen, und in Nordamerika ist sogar ein Tanker von 100 000 Tonnen in Auftrag gegeben. Diese Riesentanker rechnen gar nicht damit, daß sie zukünftig einmal den Weg durch den Suezkanal nehmen können, sondern werden um Südafrika herumfahren. Der Unterschied der Entfernung ist allerdings sehr erheblich, und zwar 11 390 Seemeilen gegenüber 6700, aber bei solchen gewaltigen Schiffen fallen diese Mehrkosten weniger ins Gewicht als bei kleinen und mittleren Tankern, für die der Wegfall der Kanalgebühren nicht annähernd einen Ausgleich bieten könnte.



Nach siebzehn, achtzehn Stunden Kanalreise einschließlich der Aufenthalte zum Ausweichen kommt die Mündung des Suez-Crieks mit den gepflegten palmenbepflanzten Boulevards von Port Tewfik in Sicht, im Hintergrund überragt von dem schattig-violetten Gebirgszug Djebel Atakah. Das Schiff hat eine Wüstenreise hinter sich, die der Entfernung Leipzig—Berlin entspricht. Ein elegantes Schnell-

hin und wieder die nachtdunklen Federbüschel von Palmen. Asiens Ufer ist hingegen grenzenlos leer.

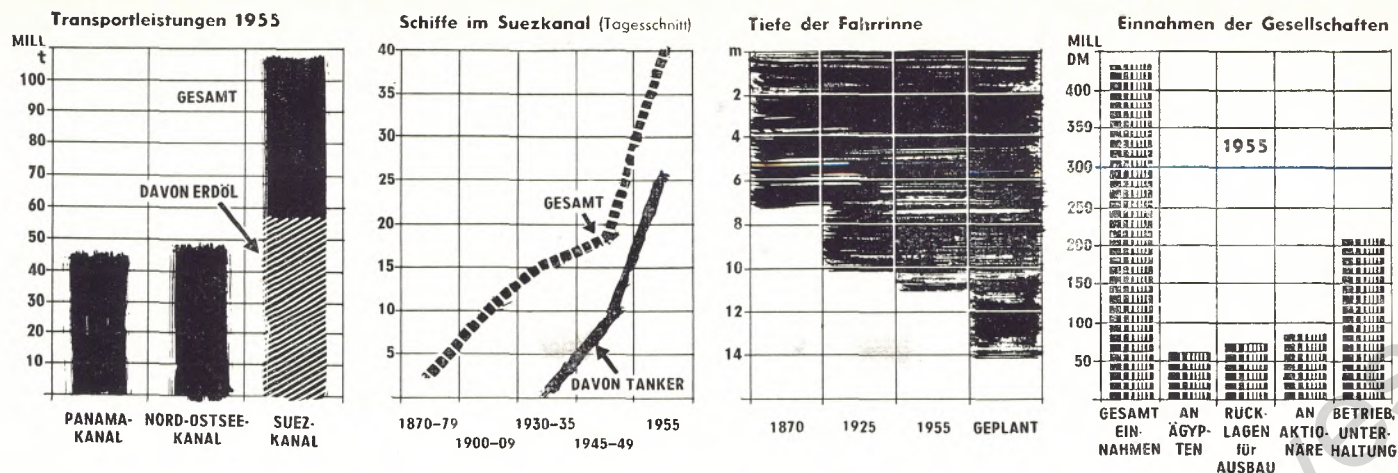
Im Morgengrauen wird in der elf Kilometer langen Weiche hinter Kantarah angebunden. Arabische Festmacher rudern in mitgeführten kleinen Booten zur Böschung und legen die Festmachdrähte um die Poller. Laut Order des Lotsen wird auf dem zweiten Kanalarm erst der Gegenkonvoi vorbeigelassen.

Endlich geht die Reise weiter — durch die Wanderdüenschwelle von El Guisr, an der im letzten Moment Lesseps Kanalprojekt fast gescheitert wäre, hätte dieser einfallreiche Dickkopf nicht abertausend Holzbretter besorgt und damit den Triebsand buchstäblich festgenagelt. Dann kommt die Eisenbahn-Schwingbrücke von El Ferdane, das Nadelöhr des Kanals, die das halbe Fahrwasser blockiert. Der Tanker „World Peace“ hat sie jüngst zuschanden gerammt. Ausgerechnet „Der Weltfrieden“ war es, der im Suezkanal aus dem Kurs geriet.

Im Jahr 1955 wurden 107,5 Millionen Tonnen Ware durch den Kanal gefahren, d. h. mehr als das Doppelte des Nord-

Am 17. November 1869 wurde der Suezkanal feierlich eröffnet. Unsere zeitgenössische Zeichnung zeigt die Schiffe der europäischen Fürsten auf der ersten Fahrt durch den festlich geschmückten Kanal.





boot holt vor der Hafeneinfahrt den Lotsen ab.

Der Maschinentelegraph schnarrt im Steuerhaus, die Bugwelle unseres Schiffes schäumt stärker. Vorsichtig laviert der Kapitän sein Fahrzeug durch die Geschwader von ankernden Schiffen aus aller Herren Länder. Diese Reede kann bis zu 500 Fahrzeugen aufnehmen. Bei Newport-Klippe schreibt der Wachhabende ins Logbuch: „Anfang der Seereise, Revierfahrt beendet.“

Über dem Golf von Suez bricht nun das abrupte Zauberspiel eines afrikanischen Sonnenuntergangs herein. Die Lampen von Port Tewfik flammen in der Ferne auf, und während nun die Bugsee in voller Stärke braust, fallen dem Reisenden die berühmten Sehnsuchtsverse von Rudyard Kipling ein: „Ship me somewhere east of Suez . . .“ — Fahr' mich irgendwohin östlich von Suez . . .



75 Stufen mußten die Frauen der Hochofen-Belegschaftsmitglieder steigen, als sie in diesem Jahr in Gruppen einen „Betriebsausflug“ ins Lipper Land und zum Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald unternahmen. Sehr interessiert waren die Frauen unterwegs bei Betrachtung eines Gobelins im Detmolder Schloß, den 40 Frauen in zwanzigjähriger Arbeit herstellten. Die Externsteine, die waldreichen Täler und schließlich das Kurkonzert in Bad Lippspringe waren schöne Erlebnisse.

VON CHINA ÜBER AACHEN ZUR ATH

Chinesischer Austauschstudent lernte das Warmbreitband-Walzwerk kennen

Von Praktikanten vieler Nationen weiß man auf unserer Hütte zu erzählen. Aber einen Chinesen hat es noch nicht unter ihnen gegeben. Dieser Stipendiat aus China ist der erste in der Nachkriegszeit, der durch die Alexander-von-Humboldt-Stiftung nach Deutschland gelangte, wobei seine Deutschkenntnisse wohl sehr ausschlaggebend gewesen sind.

Herr Hu, der jetzt 35 Jahre alt ist, begann sein Studium schon während des Krieges in Schanghai, wo er auch zu Hause ist. Die Kriegswirren und die sich danach in China überstürzenden Ereignisse verschlugen Hu Schih Tschang — Schih Tschang übrigens seine Vornamen — wie so manchen seiner Mitmenschen nach Formosa. Hier wurde das fortgesetzt, was in Schanghai begonnen wurde. Selbst als Herr Hu heiratete und Vater eines Töchterchens wurde, studierte er weiter.

Dieser seiner Energie mag er es auch verdanken, daß Hu Schih Tschang ein Stipendium in Deutschland bekam. Nach Aachen vermittelt, weilte er zehn Monate auf der Technischen Hochschule dieser alt ehrwürdigen Kaiserstadt, die Herrn Hu irgendwie tief beeindruckte. Erlebnisse an dieser Hochschule, in der Landschaft dieses Grenzgebietes und eines deutschen Winters reihen sich mosaikartig bei diesem jungen Chinesen zu einem großen Bild zusammen, das allerdings erst durch die Erlebnisse hier in Duisburg und im Besonderen in der ATH vervollständigt wurde.

Dem Produktionsablauf des Warmbandwerkes schenkte Herr Hu seine ganze Aufmerksamkeit, da er ein Warmbandwerk derartigen Ausmaßes — zumal kontinuierlich — noch nie gesehen hatte. Morgens um 6.00 Uhr, wenn die erste Bramme den Ofen verließ, war Hu Schih Tschang auch da, „Er“, der so viel Sympathie ausstrahlt, wie ein Ofen seine Wärme, und mit einem Lächeln auf den Lippen, das morgens wie abends gleich war. Daß seine Art der inneren Ausgeglichenheit ihm viele Berührungen mit Familien von Werksangehörigen einbrachte, ist daher nicht erstaunlich. Immer dankbar für ein neues Erleben wird Herr Hu noch weitere Hüttenwerke

hier im Raum Duisburg besuchen. Ende Februar kommenden Jahres ist die Zeit in Deutschland für den Studenten Hu Schih Tschang abgelaufen. Dann geht er zurück in seine Heimat, seine eigentliche Welt, in der — wie er sagte — ein altes Sprichwort noch heute Gültigkeit hat: „Wer ordentliche Kinder erziehen will, gewöhne sie an Hunger und Kälte“, oder wie es auch noch heißt: „Ein strenger Vater erzieht brave Kinder, ein strenger Lehrer gute Schüler“. Dann ist die Studentenzeit für Hu Schih Tschang beendet und der gute Schüler seiner Lehrer auch in Deutschland wird dann irgendwo in China als Ingenieur in einem Stahlwerk die Aufgabe seines Lebens gefunden haben. gm



ERLEBNIS

New York

New York empfängt den Reisenden aus der Alten Welt. Hinter der Freiheitsstatue liegt eine andere, die Neue Welt. Auch für die Kaltwalzer und Stahlwerker der Hütte war diese Stadt das Tor zu ihrem Aufenthalt in Middletown, das sie mit offenen Augen durchschritten. Nachdem wir in den letzten Heften der Werkzeugzeitung von den Eindrücken dieser Männer in Amerika berichten konnten, geben wir heute Herrn Prokuristen Hans Müser, dem Leiter unseres Verkaufs Flachstahl, das Wort. Er hielt sich im Vorjahr längere Zeit zu Studienzwecken in den USA auf. Aus seinem Bericht bringen wir heute Ausschnitte über das Erlebnis der Stadt New York.

Wirklich überwältigend ist der erste Eindruck von New York, der größten Stadt der Erde. Vor uns die von vielen Bildern bekannte Silhouette der Wolkenkratzer, aus der sich bald einige markante Punkte herausheben: Das Gebäude der Vereinten Nationen, das Chrysler Building, Rockefeller Center und das Wahrzeichen New Yorks, das Empire State Building, das mit 450 Meter höchste Bauwerk der Welt.

Wir durchfahren den Tunnel unter dem East River, viele Kilometer lang, und sind in Manhattan, dem Herzen von New York. Todmüde nach der langen Flugzeugreise über den Atlantik erreichen wir unser Hotel. Mein Zimmer liegt im 16. Stock — nicht hoch, wenn ich aus dem Fenster blicke und vor mir die aufragenden wuchtigen Bauten der City sehe, bis zu hundert Stockwerke und mehr.

Wie soll man New York, wie das Fluidum und den Reiz dieser Stadt beschreiben? Fifth Avenue, Broadway, Times Square, dazu der ungeheure Verkehr und die über allem liegende hetzende Eile. Die Untergrundbahn mit ihren versteckt liegenden Ein- und Ausgängen, auf deren Stationen während des Berufsverkehrs trotz der fast pausenlosen Zugfolge ein beängstigendes Gedränge herrscht.

Der Blick vom Empire State Building ist besonders nachhaltig. In weniger als 60 Sekunden erreicht man mit dem Aufzug den 102. Stock und hat von hier einen Überblick über einen Durchmesser von rund 80 Kilometer, ein Gebiet, in dem 15 Millionen Menschen leben und arbeiten. Im Kern dieses Blickfeldes New York, entstanden aus der Anfang des 17. Jahrhunderts von Holländern als New Amsterdam gegründeten Siedlung — Gedanken an 800- oder 1000-Jahr-Feiern deutscher Städte gehen mir durch den Kopf.

Ein Blick aus dieser Höhe zeigt mir Manhattan, wie auf einem Kartenbild skizziert. Eingerahmt von Hudson und East River schlägt hier auf dieser Felseninsel das Herz Amerikas. Mag das Land politisch von Washington aus regiert werden, alle Adern des wirtschaftlichen Lebens dieses Riesenreiches laufen hier zusammen und man spürt ihren Pulsschlag.

Tief unter mir in den Straßen ein Gewimmel von Fußgängern, jeder einzelne nur ein winziger Punkt, Autos, gelbe



Rockefeller Center in New York: Vor dem Hochhaus die Gestalt des Atlas mit der Weltkugel

Taxis gleich Insekten. Im Süden Downtown, das ältere Wolkenkratzer-Viertel mit der berühmten Wall Street, und in gleicher Richtung — fast schon am Horizont — die Freiheitsstatue. Im Norden der Central Park mit den Autostraßen, umsäumt von den Häusern der Reichen. Die Docks und Piers der transatlantischen Schifflinien — nicht zu zählen — sehe ich entlang des Hudson im Westen und endlich in östlicher Richtung, diesmal sehr viel kleiner und bescheidener wirkend, das bereits erwähnte Gebäude der Vereinten Nationen.

In der Stadt fällt auf, wie stark sich alles in bestimmte Bezirke teilt. In einem Viertel finde ich überwiegend Kleiderhändler, in einem anderen fast nur Schuhgeschäfte; das gleiche auf allen anderen Gebieten des Geschäftslebens.

Noch stärker ist die Aufteilung nach Nationen. Es gibt ein deutsches Viertel mit nur deutschen Namen, Geschäften und natürlich deutschen Bieren, ein französisches Viertel mit zahlreichen Restaurants, ein italienisches Viertel, in dessen Straßen Wäsche trocknet, einen chinesischen Stadtteil (Chinatown) mit allen asiatischen Merkmalen und schließlich Harlem, die Negerstadt.

Ein Bummel durch die Straßen und über den Broadway bringt unvergeßliche Bilder. Ein Gewoge von Menschen, arm und reich, aller Rassen, sehr viel farbenfreudiger gekleidet als in Europa, schiebt sich

vorwärts. Läden, Kinos und Lokale, bis in die späten Nachtstunden gut besucht und besetzt.

Die Lichtreklamen mit ständig wechselnden Bildern sind in der Wirkung sehr eindrucksvoll. Eine Zigarettenmarke beispielsweise bringt auf einer Fläche von ca. 150 Quadratmeter einen Männerkopf, der in Abständen von wenigen Sekunden echte Rauchringe ausstößt. Die neuesten Nachrichten laufen in Lichtbändern über ganze Häuserfronten.

Kaffeehäuser, Automatenrestaurants und Drug Stores haben teilweise 24 Stunden, d.h. ununterbrochen geöffnet, wie man auch am Broadway zum Beispiel ein Oberhemd nachts um 2 Uhr genauso gut kaufen kann wie morgens um 11 Uhr.

Daneben bietet New York jedem das, wofür er sich interessiert, dem einen die Metropolitan-Oper oder Konzerte, dem anderen Theater, Schauspiele und Operetten und nicht zuletzt dem Sportbegeisterten eine Unmenge von Darbietungen. Allein der Madison Square Garden bringt allabendlich erstklassige Leistungen in allen nur denkbaren Sportarten, wie Boxen, Ringen, Eislauf oder Basketballspiele.

Viel zu schnell vergehen die Tage in dieser interessanten Stadt. Auf dem Weiterflug nach Pittsburgh — noch ganz benommen von all den neuen Eindrücken — muß ich versuchen, in die Wirklichkeit zurückzufinden.

eingekleidet. Da werden wir in diesem Jahr gut über den Winter kommen."

"Ja", meint der Vater, "und für uns beide ist dabei auch noch was übrig geblieben."

Schmunzelnd nickte mir Knecht Ruprecht zu, und wir gingen weiter . . .



Mit einem Blick durch das offene Fenster konnten wir im nächsten Haus eine recht trauliche Runde belauschen: ein Elternpaar und ein junges Paar, das sich wohl eben erst unter dem Weihnachtsbaum verlobt hatte. Eifrig wurde beraten. Die Jungen waren der Meinung, nun könne schon die Anzahlung für das Schlafzimmer geleistet werden.

"Ja", sagte die Schwiegermama, "Ihr seid noch jung. Wenn Ihr nun so weiterspart bis zum nächsten Weihnachten und Vati noch ein bisschen dazutut, dann habt Ihr über's Jahr Eure Möbel zusammen und könnt sorgenfrei Euren jungen Hausstand gründen." Und sie prosteten dem jungen Paar zu. —

"Ja, ja", sagte Knecht Ruprecht, "hier herrschten Glück und Freude — aber kommen Sie. Schweren Herzens nur gehe ich ins nächste Haus. Doch so ist das Leben, Glück und Leid wohnen dicht beisammen."



Als wir die Tür öffneten, zog sich uns das Herz in Weh zusammen. Es war ein erschütterndes Bild. Ein düsteres Zimmer. Ein einsames Menschenkind in ihren besten Frauenjahren saß, in tiefe Trauer gehüllt, vor einem großen Bild, das mit Tannenzweigen geschmückt und mit Lichtern umstellt war. Es zeigte ihren Mann, den ein plötzlicher Tod ihr kurz vor Weihnachten genommen hatte.

An dem grübelnden Gesichtsausdruck der jungen Frau sah man, wie sie in Gedanken alle die Weihnachtsabende, die sie mit dem geliebten Mann verleben durfte, an sich vorüberziehen ließ. Tränen um Tränen rann über ihr bleiches Gesicht. Kein lautes Trostwort hätte diesen Schmerz lindern können.



In der nächsten Wohnung: Schon von außen ließ sich durch die Abdrücke schmutziger, kleiner Kinderfinger und viel Unordnung erkennen, daß wir keine so zufriedene Stimmung antreffen würden. Die junge Frau saß in einer Ecke der Couch und ließ den etwas vernachlässigten Kindern — wie auch der Hauswirtschaft — freien Lauf.

"Peterle", sprach sie zu ihrem noch sehr jungen Mann, "so viel Geld — das ist aber eine Überraschung! Weißt Du, wir haben diesmal ja vier Feiertage und dann kommen auch gleich Silvesterabend und Neujahr! Dieses Jahr wollen wir aber mal feiern, da soll alles dran sein, wie bei den ganz Großen. Zum Essen und Trinken wird's nur das Beste geben — für mich eine Flasche Kakao-Nuß-Likör extra und für Dich — na, ich weiß schon — und dazu die schönsten Leckereien!"

Als man dann für diese Tage der üppigen Schmausereien die Rechnung aufmachte, da wurde die schöne Summe immer kleiner und kleiner und am Schluß zerrann sie in Nichts!

"Und unsere fälligen Ratenzahlungen?" meinte schließlich der noch so junge Mann schüchtern . . .

"Ach, Peterle", sprach die Frau leichthin, "die lassen wir einfach wieder stunden. Der Rest ist sowieso für mein neues Abendkleid weg, das ich mir schon so lange wünschte . . ."



Still wanderten wir weiter und kamen in das Haus des nächsten Mitarbeiters der Hütte. Als wir die Tür öffneten, sahen wir mit Erstaunen eine lange, wunderschön gedeckte Tafel. Mitten auf dem Tisch stand eine große 40, am Kopfende ein Sessel, der mit Blumen geschmückt war, der Platz eines Jubilars, der hier im Kreis seiner Kinder und Kindeskinde feierte.

Sinnend gingen die Augen des schon älteren Mannes zum Lichterglanz des Tannenbaums, als er seiner Frau, seinen Kindern und Freunden, die ihm am heutigen Tag Glück wünschten, aus der vergangenen schweren und doch zuletzt in Freude endenden Zeit erzählte.

"Weißt Du noch Frauchen", begann er, "wie wir vor zwölf Jahren in unserer verdunkelten Stube saßen? Wer konnte in

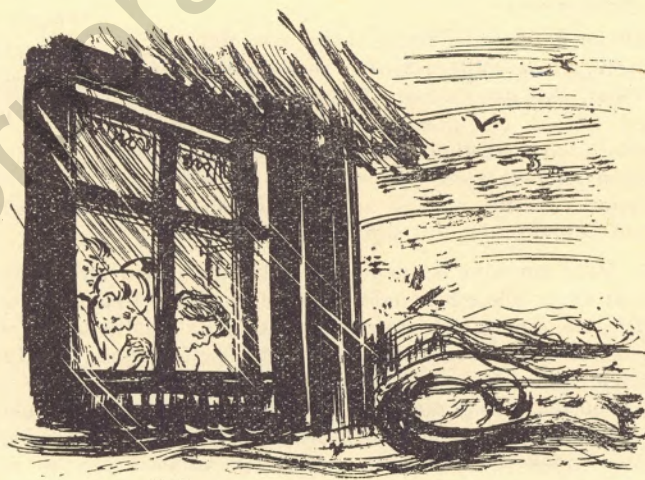
dieser Zeit der Bezugsscheine an ein Weihnachtsgeschenk denken! Dazu die Lebensmittelkarten, deren Rationen, vor allem nach dem Kriege, mit Mühe den Magen füllten. Es waren freudlose Weihnachtstage und doch noch nicht die dunkelsten. Noch trüber wurde es erst, als unsere Hütte demontiert wurde. Wir waren nicht nur gezwungen, bei diesem Schandwerk zu helfen, sondern verloren außerdem noch unsere Arbeitsplätze und die Versorgung für unseren Lebensabend. Von Herzen bin ich dankbar dafür, in meinem Alter den Aufbau noch erleben zu können."

Tief bewegt nickte Knecht Ruprecht dem alten Jubilar zu: "Bei Euch ist es gemütlich, hier möchte ich bleiben — aber wir müssen weiter — zu unserem letzten Besuch. Was werden wir vorfinden? Hoffentlich nicht Zank und Streit."



Doch wie überrascht waren wir, als wir die Zimmertür öffneten und vier Menschen fanden, die in glücklicher Zufriedenheit und Harmonie in dem einzigen kleinen Zimmer zusammen-saßen, das ihre ganze Wohnung darstellte. Eben war die junge Mutter dabei, die Kerzen am Weihnachtsbaum anzuzünden. Dann drehte sie sich um und begann mit heller Stimme das Weihnachtslied: "O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit".

Danach trat der Vater unter den Tannenbaum und erzählte eine Weihnachtslegende. Sie berichtete davon, wie an einem Heiligen Abend auf einer kleinen Hallig alle Fischer mit ihren Familien in ein einziges Zimmer geflüchtet waren. Denn das kleine Eiland wurde in dieser Nacht von einem furchtbaren



Orkan und schäumenden Meeresfluten so schwer bedrängt, daß die Flut die kleine Hallig jeden Augenblick ins Meer zu ziehen drohte. Erst als der Morgen graute, konnten die geängstigten Menschen, die diese Nacht im Gebet verbracht hatten, in ihr Heim zurückkehren.

Und zu seinen beiden Kindern sagte der Mann: "Ich erzähle Euch diese Geschichte, um Euch zu zeigen, wie ich immer wieder mit zufriedenen Herzen nach Feierabend zu Euch heimkam in all den Jahren, die wir hier in diesem kleinen Zimmer leben mußten, auch wenn ich oft verzagen wollte. Denn ich wußte Euch doch alle — wenn auch im engen Raum — in Sicherheit und wohl versorgt. Heute habe ich von der Wohnungsverwaltung die Zusicherung erhalten, daß wir die nächste Weihnacht nicht nur in einer eigenen Wohnung, sondern in einem eigenen Haus verleben werden."



Diese Menschen kannten ihr festes Ziel für das nächste Jahr in einem Augenblick, da die Himmel vom Brand zerschlagener Städte und ihre Straßen vom Blut zertretener Völker gerötet sind — eine Insel des Vertrauens und Glaubens in einer Welt, um die noch vor wenigen Wochen die Zungen eines neuen Brandes gierig zu lechzen schienen.

ELSE GRUNEBERG

Xanten ist eine kleine stille Landschaft. Sie würde uns nur in Gedanken fesseln, wenn nicht die St. Viktorskirche, all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unser Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadttore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Überrest des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Stil und Zeitalter dreierlei Kunst; romanische Bauweise an der Westfassade, aufkeimende und blühende Gotik am Chor und den Schiffen und Spätgotik mit Übergang zur Renaissance im Oberbau der Türme und bei mancherlei architektonischem Schmucke des Innern. Die romanische Fassade hat überwiegend kunsthistorisches Interesse, der herrliche gotische Hauptbau künstlerisches, der spätgotische Turmbau ethnographisches. Die Türme der Kirche stellen nämlich einen populären niederrheinischen Typus dar, welcher hier bei sehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und solchergestalt auch den landschaftlichen Charakter mit bestimmen hilft, einen Vierecksbau, worauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufsteht. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges Achteck, in Bayern ein übermäßiges, weshalb so viele alte Kirchtürme am Niederrhein vierschrötig erscheinen, während die mittelhheinischen häufig wohlproportioniert sind, die bayrischen nicht selten überschlang — man denke an St. Martin in Landshut —, wie Spargeln aufgeschossen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anschauen der Viktorskirche, sondern erst lange nachher. Der unmittelbare Eindruck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer, sondern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers Herr geworden ist, der auf dem Gesamtbilde ruht, vermag man die Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken zu lassen.

Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte Kirche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden Welt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem Kontraste aus der neuen Umgebung. Von altertümlichen, zum Teil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst zu ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet in sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit manchem Reste seines künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie der alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchentüre öffnet. Die Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Viktorsstift in der französischen Revolution zu Grunde ging, während die Kirche selbst wunderbar erhalten wurde.

WERDEN UND WACHSEN

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ergreift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener Tage im Innern und Äußern der Kirche mit doppelter Kraft. Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet, noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und Säuberungsfanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein echt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Altertum, die Geschichte ist Werden und Wachsen.

Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem 13. Jahrhundert steigen vor unseren Augen empor: St. Viktor ist ein wahres Museum von Kunstialtertümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Skulpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräte usw. — sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demut. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und samt den bunten Zu-



Der Dom

Zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern des Niederrheins zählt der Dom zu Xanten. Jahrhunderte überdauerte er Krieg und Brandschatzung dieser Stadt — auf deren Burg Siegfried, der Nibelungenheld, aufwuchs —, ohne jemals davon betroffen zu werden. Im zweiten Weltkrieg jedoch brauste das Verderben auch über ihn hin. In den Bombennächten des Februar 1944 wurde sein Langschiff stark zerstört und mit fast der ganzen Stadt fiel auch einer seiner beiden kraftvollen Türme ihnen zum Opfer. Heute wird dieser Dom, der über dem Grab des in Xanten gestorbenen

taten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltigen Kirchen, welche keine noch so korrekt einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stilgemäßer Neubau zu gewinnen vermag.

DAS DAUERnde IM GANG DER ZEITEN

Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geschichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein absichtlich gewordenenes Museum vieler Jahrhunderte erscheint, hält uns auf deutschem Boden fest; denn in den meisten Kirchen Hollands hat der Bildersturm gründlich aufgeräumt, sie sind nur allzu oft kahl, leer, verbaut im Innern, und nur der architektonische Rahmen bewahrte noch das ursprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt sind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meister der kölnischen Schule, gemalt im Jahre 1556, zeigt uns nicht bloß, wie tief der Einfluß der Eyckschen Kunstweise am Niederrhein griff, sondern auch wie lang und nachhaltig derselbe hier das Feld behalten hat. Und wie wollte man überhaupt unsere altniederrheinische Malerei verstehen und die westfälische des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man sie nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der altniederländischen erfaßte?

ZWISCHEN KÖLN UND HOLLAND

Bei dem inneren Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Cleve und anderen Nachbarorten) überrascht den Fremden die auffällige Verwendung blanken Messings nicht bloß zu massiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräten, sondern auch zu allerlei rein architektonischem Ornament. Auch hierin spürt



zu Xanten

christlichen Märtyrers Sankt Viktor errichtet wurde, mit liebevoller Hand wiederhergestellt. Ein Trost ist es für den Besucher dieser Stätten der Zerstörung, die Pracht und Größe des alten Bauwerkes noch ahnen lassen, daß fast die gesamte Ausstattung vor der Vernichtung bewahrt werden konnte: die kostbaren Altäre und Plastiken, der Kirchenschatz, die Glasfenster und die Wandteppiche. Was der Dom zu Xanten einst war, ist selten so eindringlich beschrieben worden wie in der Schilderung, die der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl vor hundert Jahren gab.

man die Nachbarschaft Hollands, wo das glänzend polierte, allezeit rein geschauerte Messing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milchwagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Messinggefäßen eine so charakteristische Rolle spielt.

Der Stil des gotischen Hauptbaues der Viktorskirche bezeugt den Zusammenhang mit der Kölner Bauhütte. Wir stehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rheinaufwärts, wie man vom Werke des Schülerkreises auf den Großmeister der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht vergessen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner Hütte erbaut sein soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stilistischen Übergangsgebiet steht, nicht zwar zwischen Niederrhein und Holland, wohl aber zwischen Westdeutschland und Ostfrankreich. Also Grenzlage aller Orten.

ALTE RECHNUNGEN ERZÄHLEN

Man hat äußerst langsam an der Xantener Viktorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zustande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Viktorskirche zu Xanten von H. C. Scholten“. Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus lateinischen Kirchenrechnungen des 14. bis 16. Jahrhunderts nebst fragmentischer Einleitung des Herausgebers.

Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisierten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Polier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unseren Augen, schaffen

das Material herbei und fassen ihren Lohn. Und wir entdecken nicht bloß, woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch, woher man das Geld zum Bau genommen hat. Wir sehen die Kirche, welche uns als stetig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Witwe seinen 12 Lot schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Witwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmutendes Gemälde altväterlicher Arbeitsweise aus diesen dürrten Rechnungen. Sie reizen unsere Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts: nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch jene Kirchenrechnungen sind ein Wegweiser für unsere Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutschland zurück als nach Holland hinüber führt.

VIELE BAUMEISTER BAUTEN AM DOM

Unter den Xantener Baumeistern der gotischen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Wesel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie stammen also sämtlich aus nächster Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch diese gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüsse man ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht verfolgen kann.

Die Gelder zum Bau flossen aus dem Orte selber, aus Renten auf Häusern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und anderen Gefällen, aus dem Verkauf von Grabstätten, aus Vermächtnissen, dem Opferkasten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beisteuer aus der Ferne wird erwähnt: sie wurde gegeben von holländischen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Also bauten sich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtenteils landsmännischen Meistern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinschüler haben zu guter Letzt die Dachschiefer vom Schiffe zur Baustätte getragen, doch nicht schlechthin um Gottes willen, sondern für ein Butterbrot mit Käse auf Rechnung des Kirchenfonds.

STEINE VOM DRACHENFELS

Als im Jahre 1492 der letzte Meister, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahressumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Taler heutigen Geldwertes berechnet, manchmal stieg sie aber auch bis 7000 Taler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythischen und poetischen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man sich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte selbst gebacken werden konnten, sondern, auch hierin dem Muster des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münsterischen, von der Ruhr, ja sogar von Namur (naemensteyn). Das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Wesel, das Holz teils aus der Nachbarschaft, teils vom Oberrhein.

Die mittelalttrigen Baudenkmale sind tiefer in dem Boden gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule. So führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück. Sie sind nicht bloß Kunstdenkmale, sondern zugleich Kulturdenkmale des Volkes.

Was machst Du in der FREIZEIT?

Je härter der Beruf, um so mehr bedarf der Mensch einer Entspannung nach der Schicht durch eine Liebhaberei. Müde, abgespannt und häufig auch mit manchen Sorgen kehren wir heim. Ein harter Tag, der an den Kräften zehrte, liegt hinter uns. Wir haben am Hochofen, in den Stahl- und Walzwerken oder in den Büros schwere Arbeit leisten müssen. Hitze und Kälte, Sturm und Regen haben uns zugesetzt, das Büro hat uns „durchgedreht“. Wir sind „hundemüde“. Und trotzdem setzen viele sich gerade jetzt an den Tisch und holen ihr Album mit Briefmarken hervor, lauschen, im Sessel versunken, der Musik, die ein Plattenspieler Ihnen nach ihren eigenen Wünschen beschert, sitzen selbst am Klavier oder musizieren im kleinen Kreis. Andere ziehen sich um und gehen zur Probe im Hüttenchor, in einem Orchester oder zur Zusammenkunft einer der vielen anderen Vereinigungen, die in Hamborn, Walsum und Dinslaken, aber auch auf der betrieblichen Ebene unserer Hütte bestehen und den Mitgliedern selbst wie auch der Öffentlichkeit bei vielen Gelegenheiten Alltag und Feiertag verschönern.

Auf unserer Hütte — ja auch hier gibt es eine Vielzahl von losen und festeren Zusammenschlüssen unserer Mitarbeiter, die auf solche und manch andere Weise ihre Freizeit sinnvoll ausfüllen. „Mensch sein in Muße“ — dieses Wort des Bundespräsidenten haben sie sich zum Leitmotiv gewählt und auf ihre — meistens nicht mal vorhandene — Fahne geschrieben.

Die Werkzeugzeitung hat seit einem Jahr ein ganzes Dutzend verschiedenartiger Liebhabereien von Einzelnen und Gemeinschaften vorgestellt — es sind Mitarbeiter wie Du und ich, die nach der Tagesarbeit ihr eigenes Steckpferd haben und darin alle Alltags-Trübsal vergessen. Diese Tätigkeiten heben sie aus der Eintönigkeit der zweckgebundenen beruflichen Arbeit heraus. Manche tummeln sich dabei am Rande des Reiches der Künste; sie malen, dichten, musizieren, schauspielern, fotografieren und filmen. Besonders beglückt haben wir immer Menschen gefunden, die Freude an ihrem kleinen Gärtchen besitzen und an ihren Tieren und Pflanzen, die sie züchten, mögen es nun tropische Fische oder Kaninchen, Tauben, schwarze Rosen oder Kürbisse sein.

Unter uns sind Männer — und sicherlich auch manche Frauen — die sich als Autodidakten in ihren freien Stunden auf manchen Gebieten unseres kulturellen Daseins zu wahren Kennern ausgebildet haben. Es müssen nicht gleich Kunstwerke von ihnen geschaffen werden, wie sie der österreichische Rechtsanwalt Karl Zeller mit seinen Operetten „Der Vogelhändler“ und „Der Obersteiger“ der Welt vor einem Jahrhundert in seinen Mußestunden geschenkt hat.

Ludwig Reiners berichtet uns in einem seiner Bücher von einem vielbeschäftigten Anwalt, der in seinen kargen Mußestunden Philosophie studierte, von einem Bankdirektor, der den griechischen Schriftsteller Aristophanes im Urtext las und von einem Bauern, der schlechthin alles, was er an Wissenswertem gelesen und gefunden hatte, in einer „Wissenskartei“ festhielt: Notizen aus Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, sie kunstvoll ordnete und überglücklich war über jeden neu auf-

gespießten Wissenschatz wie der Schmetterlingssammler über ein eben aufgespießtes Abendpfaueauge.

Wir kennen unter den Belegschaftsmitgliedern in den Betrieben und Büros viele Männer und Frauen, die so und anders ihr höchst privates Steckpferd reiten. Manche hüten es vor ihren Mit-



menschen wie ein Heiligtum. Sie fürchten, von ihren nächsten Arbeitskollegen vielleicht verlacht und gar gehöhnt zu werden, und doch sind sie die wahren Könige in diesem ihrem privaten Bereich. Denn die Vielfalt des Lebens zeigt sich ja erst, wenn man neben der beruflichen Tätigkeit im Bereich der Hütte das Wirken und die Früchte eines Tuns sieht, das dem Herzen entspringt.

Nicht jeder, der heute dies oder jenes als „Beruf“ ausübt, sieht darin seine wirk-

liche „Berufung“ und die Tätigkeit, die er sich seiner Veranlagung nach auszuüben wünschte. Gab es da in jungen, für die Berufswahl entscheidenden Jahren nicht oft Umstände, die zu ändern nicht in der Macht des einzelnen lag? Haben Krieg und Nachkriegszeit nicht viele in Berufe gebracht, die den inneren Menschen geradezu dazu zwingen, sich einen Ausgleich für das harte Muß der beruflichen Existenz zu suchen?

Nicht nur einzelne unserer Mitarbeiter reiten so ein Steckpferd — viele erfreuen sich an ihnen in der Gemeinschaft mit anderen, in Vereinigungen etwa zur Pflege der Musik und des Gesangs, in Orchestern, der Fotogruppe, auch in Sportabteilungen, Briefmarkenklubs, Tauben- und Kleintierzüchtervereinen. Viele dieser Vereinigungen und ihrer Mitglieder sind bekannt, anderer „Hobby“ blüht im Verborgenen. Der und jener kennt sie, diese „Stillen im Lande“ und im Alltag unserer Hütte. Wir möchten sie kennenlernen und viele von ihnen in der Werkzeugzeitung vorstellen.

Niemand soll dabei sein Licht unter den Scheffel stellen; das wäre falsche Bescheidenheit. Der Feierabend wird jedem einzelnen bleiben — sich selbst, seiner Frau und seinen Kindern. Aber auch der ganzen Gemeinschaft des Werkes bei passender Gelegenheit die Dinge und Fähigkeiten zu zeigen, an denen sie sich freuen — das sollte dadurch, daß wir darüber schreiben, auch andere irgendeine Liebhaberei finden lassen, zu der sie ihr Herz hindreißt und die ihr Mensch-Sein bereichert und erfüllen kann. Deshalb die Bitte an alle, die sich in ihrer Freizeit so betätigen, die Einzelnen und die Vereinigungen, soweit sie der Werkzeugzeitung-Redaktion noch nicht bekannt sind, ihr dies zu sagen.

cbh

Kleine Kunst an langen Schnüren

Marionettenspiel für groß und klein — Familie Isensee ist ihm verschrieben

Heute, im Zeitalter der Technik und der Mechanisierung, in der sich das Fernsehen immer mehr in den Vordergrund geschoben hat, scheint es oft, als seien gewisse Dinge schon völlig ausgestorben. Daß es nicht so ist, kann man sehr schnell in Meiderich in der Mühlenfelder Str. 50 feststellen. Hier wohnt einer von den derzeit nur noch 80 Marionettenspielern des Bundesgebietes, der Mitarbeiter unserer Hütte Felix Isensee. Auf engem Raum mit den Seinen lebend, wandern gerade um die Weihnachtszeit seine Gedanken zurück nach Mitteldeutschland, wo er zu Hause ist und mit seiner Marionettenbühne und seinem kunstvollen Spiel so manches Kinderherz in helle Freude versetzte. Doch auch Erwachsene waren seine dankbaren Zuschauer.

Als Junge fing er an

„Die Wunderlampe“ nach dem Märchen Aladin und die Wunderlampe aus „1001 Nacht“, bearbeitet von Felix Isensee — so prangte es schon einmal in fetten Lettern von den Plakaten. Strahlend wie diese Wunderlampe erhellen sich die Augen Isensees, wenn er von den Anfängen, der Lehrzeit und den ersten Erfolgen seines Puppenspiels erzählt.

Niemand kann nur annähernd erfassen, was dann im Herzen dieses Mannes vorgeht. Plötzlich glaubt man, Felix Isensee erzähle ein Erlebnis, das erst einige Jahre her wäre, so plastisch sind seine Worte. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus; denn im nächsten Jahr blickt dieser noch jung wirkende 53jährige auf eine drei Jahrzehnte hindurch dauernde erfolgreiche Spielzeit mit seinem Marionettentheater zurück.

Eigentlich fing es noch früher an, zunächst mit Handpuppen. Seine Begeisterung erwuchs aus seinem kindlichen Erleben vom Puppenspielen. Mit dem Heranwachsen reifte auch sein Plan, selbst ein Puppenspiel sein eigen zu nennen. Mit der ersten selbst gebastelten Handpuppe wurde der Plan in Isensee gefestigt. Eine Schönheit war diese erste Handpuppe bestimmt nicht, versichert Felix Isensee lächelnd. Aber der Anfang war nun geschafft; und mühsam wurde dann weiter gemacht — Schritt für Schritt.

Von Handpuppen zu Marionetten

Doch was ihm fehlte war ein Meister, ein Meister des Puppenspiels, der auch bereit war, ihm auf diesem Gebiet einen väterlichen Rat zu erteilen. Was er zu der Zeit noch nicht ahnen konnte, wurde doch sehr bald Wirklichkeit. Eines Abends hatte Felix Isensee dann seinen bisher schönsten Augenblick, als er mit dem in Mitteldeutschland in jenen Jahren sehr bekannten Puppenspieler Max Jakob zusammenkam. Dieses war der nächste entscheidende Augenblick; denn von da

ab wurden, versehen mit vielen guten Ratschlägen und einschlägiger Literatur, weitere entscheidende Wege beschritten.

Der seit zwei Jahren in der Mechanischen Hauptwerkstatt unserer Hütte schaffende Dreher Felix Isensee gab sich nun nicht etwa mit den Handpuppen zufrieden. Mit großem Elan wagte er nun einen Schritt in die Welt des Marionettentheaters und schaffte auch hier, was er sich zum Ziel gesetzt hatte. Die ersten Erfolge stellten sich ein und waren ein guter Nährboden für dieses Miniaturtheater, mit dem auch seine Familie eines Tages verwachsen war.

Unter Mitwirkung seiner Frau und seiner Söhne, die alle noch heute begeistert dabei sind, gelangten viele Märchen zur Aufführung. Aber auch für Erwachsene öffnete Isensee den Vorhang seiner eigenen Bühne und spielte für sie auf. Der „Dr. Faustus“, eines der ältesten Puppenspiele, wurde von ihm für Erwachsene schon so oft aufgeführt, daß er nicht einmal annähernd weiß, wievielfach es gewesen sein mag.

Doch welche Fingerfertigkeit gehört dazu, um diese an zwölf langen Schnüren befindliche Gliederpuppe zum Gehen zu bringen. Daß die Stimme des Spielers hierbei in vollem Umfang unbedingt er-



Zwei Hände — zwei Marionetten

forderlich ist, sei hier nur am Rande erwähnt. Hinzu kommen die vielen Nebenarbeiten wie das Nähen der Puppenkostüme und ihr Instandhalten. Er muß die Puppenköpfe und den dazu gehörenden Körper selbst anfertigen, was Felix Isensee und auch seiner Gattin mit großer Meisterschaft gelungen ist. Besondere



Isensee mit seinem Kasper und dem Polizisten. Er und seine Frau haben diese Marionetten selbst gebastelt und Tausenden damit viel Freude gemacht

Pflege erfordert auch die Bühne, die eine Größe von 5,5 Meter hat.

Die Bühnenbilder, die Puppen und die Requisiten spielen wie bei einem richtigen Theater auch hier eine große Rolle. Aber auch diese Mühen nimmt Isensee auf sich, da er noch heute auf den Standpunkt steht, daß eine Leidenschaft nur dann tief und echt ist, wenn man auch all die dabei auftretenden Mühen und Schwierigkeiten mit in Kauf nimmt. Dann — aber nur dann ist eine Leidenschaft wirklich echt und auch von Erfolg gekrönt.

Möchte vielen Freude bereiten

Etwas schmerzlich ist für diesen Spender der Freude und der Entspannung, daß er hier in Duisburg noch nicht den Kontakt gefunden hat, den er in seiner Heimat, dem schönen Mitteldeutschland, hatte. Denn zu gerne würde er seine Bühne mit den Requisiten und den Puppen — alles zusammen acht Zentner — wieder zum Ort des Geschehens in Bewegung setzen und dort aufbauen und spielen. Vielleicht wären es dann „Die Zaubergeige“ oder „Der Froschkönig“, mit denen er vor noch nicht allzu langer Zeit neben vielen anderen Märchen gerade in der Weihnachtszeit so manches Kinderherz erfreute.

Felix Isensee, Puppenspieler aus Leidenschaft, Regisseur und Theaterdirektor in einer Person, resigniert jedoch nicht und hofft sehr, daß er wieder eines Tages dabei ist, Kindern mit seinem Spiel Freude und Erleben zu schenken. Wie könnte seine Leidenschaft besser gekrönt werden als dadurch, daß dies schon im nächsten Jahr der Fall wäre, in dem er mit seinen Puppen sein dreißigjähriges Spiel feiert.

Günter Meyer

Hüttendirektor Hermann Fellenz 70 Jahre

Am 28. November vollendete Hüttendirektor Hermann Fellenz sein siebenzigstes Lebensjahr. In vielen Jahren hat er an verantwortlicher Stelle — zuletzt unter den besonders schwierigen Verhältnissen der ersten Nachkriegsjahre im Vorstand der Hütte — tatkräftig die Entwicklung unseres Werkes mitgesteuert. Hermann Fellenz konnte zu seinem Geburtstag viele Glückwünsche entgegennehmen, unter ihnen die des



Vorstandes, die ihm Bergassessor Sohl, Dr. Cordes, Arbeitsdirektor Meyer und Dr. Risser — zugleich für Dr. Michel, der von Hamborn abwesend war — persönlich überbrachten, und auch die vieler seiner ehemaligen Mitarbeiter.

1886 in Duisburg geboren, zählt Direktor Fellenz zu den wenigen leitenden Persönlichkeiten der heimischen Eisen- und Stahlindustrie, die ihr fünfzig Jahre ununterbrochen gedient haben. Am 1. Oktober 1900 war er bei der Aktiengesellschaft Phoenix in Ruhrort eingetreten, zu einem Zeitpunkt, als die eisen-schaffende Industrie an der Ruhrmündung ihren zweiten gewaltigen Aufstieg nahm.

Als vierzehnjähriger Lehrling begann er in der zunächst noch kleinen Verwaltung, um mit der Entwicklung des Werkes selbst aufzusteigen. 1905 wurde er Verkäufer und nach fünfjähriger Tätigkeit Vorsteher der Verkaufsabteilung. Den ganzen ersten Weltkrieg war er im Felde, um nach Kriegsende die Leitung der Abteilung Rohstoffe zu übernehmen, die er nach vier Jahren mit der des Einkaufs vertauschte. Hier erhielt er gleichzeitig Prokura. In dieser Stellung blieb er auch bei Gründung der Vereinigten Stahlwerke.

Am 1. Mai 1932 als die Hütte Ruhrort-Meiderich stillgelegt wurde, kam er, in derselben Stellung zu unserer Hütte nach Hamborn. Hier hat er dann über zwanzig Jahre unermüdlich gewirkt. Mitten im vergangenen Krieg wurde er zum Abteilungsleiter ernannt. Nach dem Ende des Krieges erhielt er im Frühjahr 1946 die Bestellung zunächst zum stellvertretenden Vorstandsmitglied, um im Herbst neben Dr. Herzog als tech-

nischem Vorstand ordentliches kaufmännisches Vorstandsmitglied zu werden. Gerade in diesen schweren Jahren bewährten sich die großen Kenntnisse, die sich Hüttendirektor Fellenz in seiner über fünf Jahrzehnte erstreckenden Tätigkeit in der Eisen- und Stahlindustrie an Rhein und Ruhr erworben hatte. Wenn es in diesen Jahren durch die Zusammenfassung aller Kräfte schließlich gelang, die Demontage zu beenden und den Wiederaufbau zu beginnen, dann gebührt seiner Umsicht und Erfahrung ein beträchtlicher Anteil an all dem, was inzwischen erreicht werden konnte.

Nach dem Tode von Dr. Herzog Ende Januar 1951 war er alleiniges Vorstandsmitglied, bis ihm im Frühjahr in Dr. Michel und Dr. Cordes zwei Männer — zunächst als stellvertretende Vorstandsmitglieder — zur Seite traten, mit denen gemeinsam er das schwer angeschlagene Schiff Thyssenhütte in ein besseres Gewässer bringen konnte. Mit Neugründung

der August Thyssen-Hütte AG. am 1. Mai 1953 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und übergab die Leitung unseres Werkes Bergassessor Sohl, dem bisherigen Mitglied des Aufsichtsrates, und Dr. Michel sowie Dr. Cordes, die den ersten neuen Vorstand bildeten.

Besondere Ehrungen waren Hermann Fellenz im Jahre 1950 zuteil geworden, als er das seltene fünfzigjährige Dienstjubiläum feiern konnte. Während seiner Tätigkeit hat er stets sein besonderes Augenmerk der Ausbildung befähigter Lehrlinge gewidmet, denen er ein gutes kaufmännisches Rüstzeug mit auf den Berufsweg geben ließ.

Liebe und Förderung hat er auch den Freunden der holden Frau Musica, dem Männergesangsverein August Thyssen-Hütte zuteil werden lassen. Seit langen Jahren ist er Protektor des Vereins, der ihn durch seinen Vorsitzenden Stalberg an seinem diesjährigen Geburtstag besonders herzlich gratulieren ließ.

Wir wünschen Hüttendirektor Fellenz noch viele Jahre des wohlverdienten Ruhestandes bei bester Gesundheit.

Briefe aus Berlin ...

Vor mir liegt ein Packen Briefe — Briefe, die Berliner Mütter und Väter an den Vorstand der Hütte geschrieben haben, meist auf einfachem Papier und mit ungelinker Hand geschrieben. Es sind Briefe, in denen Eltern der zwölf Jungen, die sechs Wochen lang Gäste der Hütte in unserem Jugendheim Tester Berge waren, in herzlichen Worten danken für alles, was ihre Kinder bei uns sehen und erleben konnten.

„Daß Sie meine Buben so gut aufgenommen und sogar noch eingekleidet haben, übertrifft meine Erwartungen. Herzlich möchte ich allen danken für die Liebe, die meinen Söhnen entgegengebracht wurde. Ist es doch etwas Schönes, zu wissen, daß unsere kleine Insel und unsere Kinder in den Mauern Berlins nicht vergessen sind ...“

„Jeder Brief meines Sohnes sagte mir, daß es noch helfende Hände gibt. Mein Mann ist 1945 gefallen. Seit dieser Zeit bin ich mit meinen Kindern allein. Es ist nicht immer leicht gewesen ...“

„Mein Junge schwärmt immer noch, wie schön er es hatte. Auf seine Lederhose und die Cordjacke ist er besonders stolz. Ich habe mich auch sehr darüber gefreut. Es ist für mich eine sehr große Hilfe; denn ich bin mit meinen vier Kindern allein und hätte nie solche schönen Sachen kaufen können ...“

„Leider wurde er gleich am ersten Tag nach der Rückkehr krank und ist heute noch nicht in Ordnung. Als ich ihn vom Bahnhof abholte, sah er so gut erholt

aus. Wir waren sehr glücklich. Tester Berge war für ihn ein sehr schönes Erlebnis. Es wird ihm noch lange in schöner Erinnerung bleiben ...“

In Tester Berge schufen sich die zwölf Berliner Jungs, wie wir bereits berichteten, auch ihr „Lied der Berliner Kinder“, das sie nach der Melodie „Mein Vater ist ein Wandersmann“ sangen. Hier ist sein Text:

Wir kamen aus Berlin, der Stadt
am grünen Strand der Spree,
und sagten unseren Lieben all
vorher noch schnell ade.

Dann fuhren wir hinaus ins Land
vorbei an Ruhr und Rhein,
die August Thyssen-Hütte dort
hat uns geladen ein.

In dem großen Hünxer Wald
nicht Lärm noch Hupen schallt.
Dort wohnen wir im schönen Heim.
Schwester Edith will uns Mutter sein.

Des Morgens, eh wir noch erwacht,
die Sonn' ins Zimmer lacht.
Jeden Tag können wir spazieren gehn —
Tester Berge ist sehr schön.



ATH-PROFILSTRASSEN WALZEN 215 PROFILE

Das Profilwalzwerk unserer Hütte immer noch
unerreicht in Vielseitigkeit und Leistung

Walzenpark von 18500 Tonnen für Straßen I u. V

Die Walzwerke unserer Hütte haben durch den Krieg und die Demontage am stärksten gelitten. Sämtliche drei Blockstraßen, sechs von acht Fertigstraßen und das Feinblech-Walzwerk gingen verloren. Erhalten blieben lediglich zwei Fertigstraßen, und zwar die Straße I, eine fünfgerüstige Halbzeug-, Schienen- und Formeisenstraße sowie die Straße V. In der Produktion unserer Hütte haben diese beiden Fertigstraßen heute eine besondere Bedeutung. Denn sie bedienen allein das umfangreiche Walzprogramm an Profilen, insbesondere in Schienen, mit deren Erzeugnissen unsere Hütte seit jeher einen ersten Platz in Deutschland eingenommen hat. Dr.-Ing. Konrad Schmitz, der Betriebsdirektor des Block- und Profilwalzwerkes, berichtet heute über diesen Betrieb und seine Produktion.

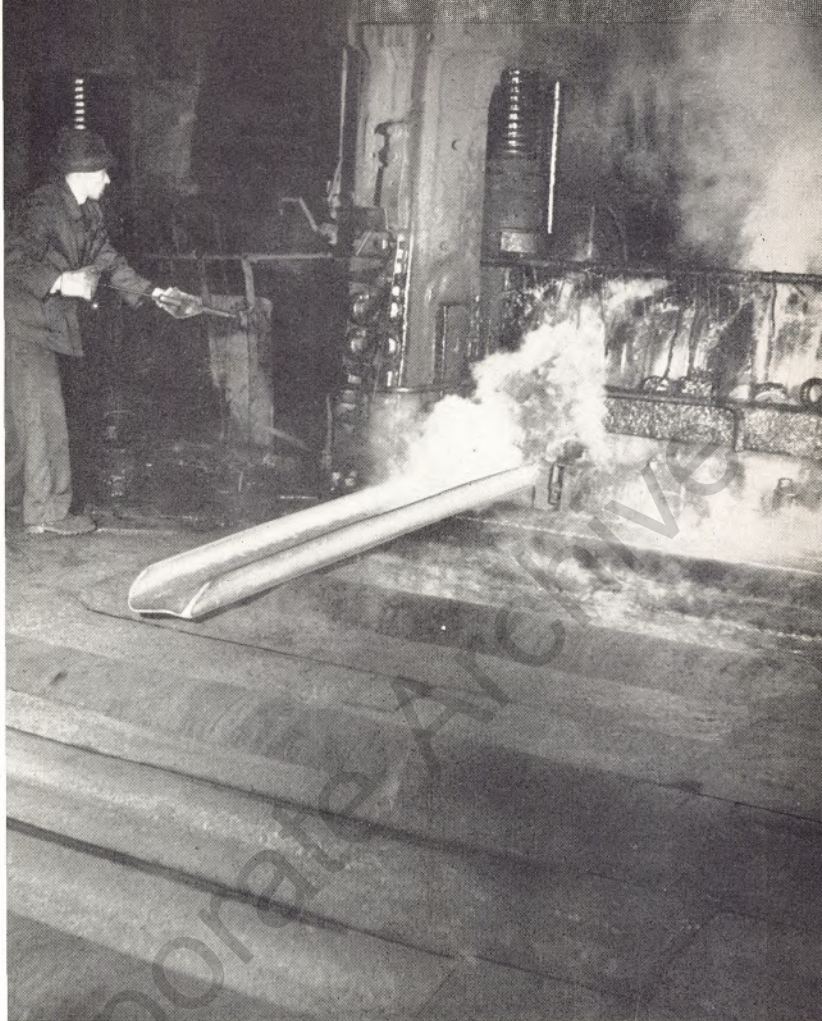
Als August Thyssen Ende des vergangenen Jahrhunderts seine Stahlproduktion in Hamborn aufbaute, dachte er vor allem daran, den Bedarf der Eisenbahn und der Stahlbau-Industrie zu decken. Die Eisenbahn benötigte in erster Linie Schienen, Schwellen, Unterlagsplatten und Laschen, die Bauindustrie Träger, U-Eisen, Winkel- und T-Eisen, Rund- und Quadrateisen sowie Draht. Um alle diese Profile — und zwar von der größten bis zur kleinsten Form — walzen zu können, baute er acht Profilstraßen, mit denen er dieses große Programm bewältigte. Praktisch war das Profilwalzwerk der August Thyssen-Hütte in der Lage, jedes Profil zu walzen.

Großzügig geplant und gebaut

Von den Walzenstraßen ist der größte Teil nach dem letzten Krieg der Demontage zum Opfer gefallen. Nur zwei Straßen blieben erhalten, die Straße I und die Straße V. Beide wurden in den Jahren 1920 bis 1925 erbaut.

Die Straße I war als Ersatz für die alte Straße I aufgestellt worden, deren Leistungsmöglichkeit bei 1000 Tonnen je Tag lag. Sie wurde als Umkehr-Duo-Straße mit fünf Gerüsten und zweiseitigem Antrieb errichtet. Alle damaligen Erkenntnisse und alle Möglichkeiten der Walzwerker waren hierbei berücksichtigt worden.

So entstand die Straße I, großzügig geplant und ausgebaut. Noch heute ist sie wegen ihrer Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit von keiner Straße der Welt erreicht worden. Selbst die Amerikaner, deren Straßen riesige Produktionszahlen aufweisen, haben keine Straße, die sich in ihren Walzmöglichkeiten und in der Vielfalt der Profile mit der Straße unserer Hütte messen kann. Sie ragt auch in ihrer Leistungsmöglichkeit weit über andere Straßen hinaus; denn sie liegt im Durchschnitt bei über 100 000 Tonnen im Monat: die Straße kann also monatlich 120 000 Tonnen Rohstahl verarbeiten.



Walzen eines NP-Trägers auf Straße I; am Walzgerüst Fertigwalzer Hermann Schielke

Straße I wurde am 10. Mai 1953 wieder in Betrieb genommen mit einer Produktion von monatlich 10 000 Tonnen, wobei das fünfte Gerüst bis Dezember 1953 als Blockstraße arbeitete. Die Straße walzte jedoch nur Halbzeug. Mit dem Walzen von Profileisen wurde erst nach Inbetriebnahme der neuen Blockstraße im Januar 1954 begonnen. Ihre Leistung steigerte sich im Jahre 1954 bis auf monatlich 60 000 Tonnen und im Jahre 1955 bis auf 70 000 Tonnen. Im Jahre 1956 konnte sie nicht weiter erhöht werden, da nicht mehr Material zur Verfügung stand. An Formeisen- und Breitflanschträgern werden je Monat bis zu 14 000 Tonnen, an Schienen bis zu 9000 Tonnen gewalzt.

Das Programm der Straße ist sehr umfangreich. Es umfaßt Schienen von 30 Kilo je Meter bis zum schwersten Profil, Kran-schienen, Schwellen, Träger, U-Eisen, Breitflanschträger, Winkel, Einfach-T-Eisen, Unterlagsplatten, Hakenplatten, Rundeisen und Halbzeug in Form von Platinen, Vorblöcken und Vorbrammen. Augenblicklich werden an Straße I 125 Profilformen, 15 Knüppelquerschnitte und eine große Anzahl Vorblock- und Brammen-Querschnitte zwischen 16 000 bis 30 000 Millimeter Querschnitt gewalzt. Das Gewicht des fertigen Profils liegt zwischen 19 bis 250 Kilo je Meter.

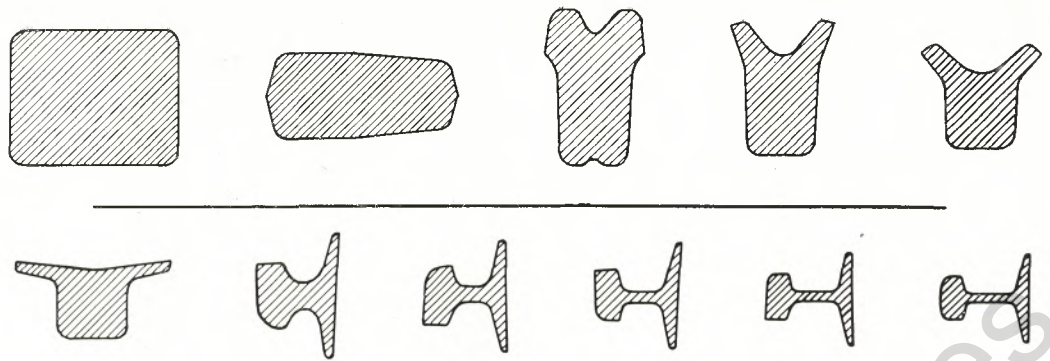
Die von der Bundesbahn in der Hauptsache verlangte Schiene ist dreißig Meter lang und hat ein Stückgewicht von 1,5 Tonnen. Die großen Breitflanschträger der Hütte, die in Längen bis zu zwanzig Metern geliefert werden, besitzen Stückgewichte von vier Tonnen.

Großer Walzenpark notwendig

Da zu jedem Profil genau eingeschnittene Walzen gehören — und zwar im Durchschnitt für jedes Profil zwei Duo, von denen jede Walze 17 Tonnen wiegt, das heißt 70 Tonnen je Profil — kann man errechnen, daß die Straße I ohne Reserve an ge-

VERFORMUNGSSTUFEN EINER SCHIENE

Der von der Blockstraße kommende Stahlblock muß zahlreiche Stufen durchlaufen, bis er zu einer Schiene wird



brauchten und Rohwalzen einen Walzenpark von mindestens 10 000 Tonnen benötigt. Tatsächlich hat sie einen Walzenpark einschließlich Reserve und Neuwalzen von 16 000 Tonnen. Zu jedem Profil gehören auch noch Armaturen, wie Balken, Führungen, Abstreifmeißel (die sogenannten Hunde). Um die vor-

nötigt wurden, um die Straße I voll zu beliefern. Heute wird eine einzige Blockstraße modernster Bauart gerade soviel Material anliefern können, wie die Straße I verarbeitet.

Die hohe Schule des Walzwerkers

Das Walzen von Profilen ist die hohe Schule und die schwierige Kunst des Walzwerkers. In exakten Berechnungen und in genau abgestimmten Durchgängen wird der von der Blockstraße angelieferte quadratische oder rechteckige Vorblock in die verlangte Form gebracht. Nur um Bruchteile von Millimetern darf die gewalzte Form von der theoretisch verlangten Form abweichen.

Um diese Vollkommenheit zu erreichen, arbeiten Walzendreherei und Walzwerk eng zusammen. Vielgestaltig sind nämlich die erforderlichen Einrichtungen, um die Stäbe zu führen, vielgestaltig und mannigfaltig ist auch die Arbeit der Walzer, die diese Vorrichtungen beherrschen müssen, um ein exaktes, flottes Walzen zu garantieren. „Gut gebaut ist halb gewalzt“ — das weiß der Profilwalzwerker besonders; denn schon kleine Fehler in der Zusammenstellung all der vielen Teile, die für die Walzung notwendig sind, können so verhängnisvoll sein, daß das Profil trotz genauester Passung der Durchgänge ungenau wird. Wie sich die Formen vom rechteckigen Querschnitt allmählich zum fertigen Profil wandeln, zeigen die Bilder vom Walzen einer Schiene und vom Walzen eines U-Eisens.

Neben Schienen früher Schwellen

Die Hauptproduktion der Straße I waren vor dem Beginn des letzten Krieges — neben Halbzeug — Schienen und Schwellen, die gleichzeitig nebeneinander gewalzt werden konnten. Schwellen-Kapp- und Lochmaschinen hinter der Straße sorgten dafür, daß die Schwellen nach dem Fertigwalzen sofort geschnitten, gekappt und gelocht und somit verladefertig gestapelt werden konnten.

Da die Eisenbahnen heute Stahlschwellen kaum noch verwenden, hat unsere Hütte die Maschinen für die Bearbeitung von Schwellen, die durch die Demontage zerstört waren, nicht mehr wiederbeschafft und auf diese Produktion verzichtet. Statt

Groß ist das Lager von Walzen, das für die verschiedenen Profile bereitgehalten werden muß. Für die Straße I beträgt es gegenwärtig 16 000 Tonnen

handenen Profile der Straße I abwalzen zu können, benötigt sie einen Park an Armaturen von 1000 Tonnen.

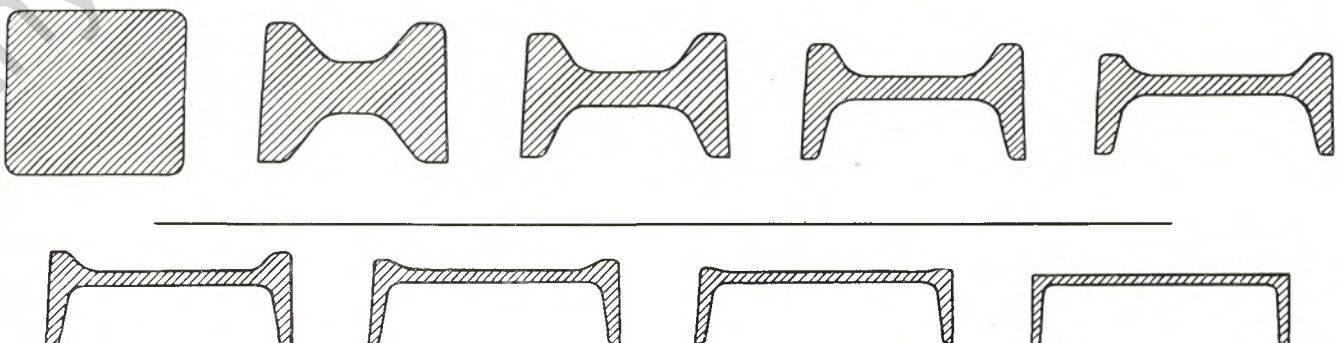
Als Zulieferer für die Straße I dient die Blockstraße. Einen Begriff von der Leistungsfähigkeit der Straße erhält man, wenn man bedenkt, daß bis zur Demontage zwei Blockstraßen be-

VERFORMUNGSSTUFEN EINES U-STAHLS

Aus dem Block wird in einer ganzen Reihe von Walzvorgängen auf der Straße I ein U-Eisen.

Unsere Darstellung zeigt die verschiedenen Stufen der Verformung, die er — wenn er von der Blockstraße angeliefert ist (Bild 1) — durch-

laufen muß, um seine endgültige Gestalt zu erhalten und von der Profilstraße sowie der Zurichtung ins Lager zu kommen





Schienen sind ein traditionelles und wichtiges Fertigprodukt unserer Hütte. Die ATH ist übrigens einer der größten Schienenproduzenten der Bundesrepublik mit einem beträchtlichen

Anteil auch am Export. Unser Bild gibt einen Blick ins Schienenlager. Nicht lange warten sie heute dort auf den Versand. Denn der Bedarf der deutschen und ausländischen Eisenbahnen

an gutem Schienenmaterial ist gegenwärtig groß, die Höhe der Produktion wird jedoch von der Stahlmenge bestimmt, die für die Erzeugung von Schienen bereitgestellt wird

dessen ist jetzt — neben der Schienenproduktion — die Walzung von Breitflanschträgern in verstärktem Maße aufgenommen worden. Das Walzen von parallelfanschigen Trägern auf einer normalen Walzenstraße ist hier auf unserer August Thyssen-Hütte entwickelt worden. Durch den Ausbau der Anlagen sind wir heute in der Lage, große Mengen zu liefern.

Leichtere Profile für Stahlbau

Die Profilstraße hat ebenso wie unsere Straße I die Aufgabe, insbesondere auch die Stahlbau-Industrie mit dem notwendigen Stahl und den verschiedenen Profilen zu versorgen. Die Ingenieure der Stahlbau-Industrie haben — vor allem auch durch Veränderung der Bauweise — bezüglich der Profile vollkommen neue Forderungen an unser Profilwalzwerk herangebracht. Die bisherigen normalen Profile sind den Stahlbauern zu schwer. Sie verlangen leichtere Profile.

Dieser Forderung werden wir nachkommen müssen. Auch hierfür wird die Straße I die Grundlage bilden. Durch Aufstellen zusätzlicher Gerüste werden wir auch diesen neuen Forderungen gerecht werden können. So wird aus der heute bereits bejahrten Straße I eine ganz moderne Straße entstehen.

DAS INHALTSVERZEICHNIS

für den abgeschlossenen Jahrgang 1956 der Werkzeitung „UNSERE ATH“ wird dem im Januar erscheinenden Heft 1/1957 beigelegt.

Durch den Ausfall der demontierten Straßen wurde das Profilprogramm der ATH stark beeinflusst. Mit einer großen Straße, wie sie die Straße I vorstellt, kann man nur die größeren Profile walzen. Für die kleineren Profile stand aber nach der Demontage nur noch die Straße V zur Verfügung. Ihre Walzmöglichkeit hatte aber zunächst keinen Anschluß an Straße I. Es fehlte eine Straße, die in ihrer Größe zwischen Straße I und Straße V lag. Dieser Mangel wurde bei der Wiederinbetriebnahme der Straße V besonders berücksichtigt.

Durch einige Umbauten ließ sich erreichen, daß mit der Straße I und Straße V alle normalen Profile gewalzt werden können. Die ATH ist wohl das einzige Hüttenwerk der Welt, das auf nur zwei Walzenstraßen ihr gesamtes Profilprogramm abwalzen kann; lediglich in den kleinen Rund- und Quadrat-Abmessungen muß es durch die nun in unseren Bereich einbezogene Niederrheinische Hütte ergänzt werden.

Straße V walzt kein Halbzeug. Insgesamt umfaßt ihr Programm, ungeachtet der verschiedenen Dicken bei Winkeln, 90 Profile. Das Gewicht der fertigen Stücke schwankt zwischen 3 bis 25 Kilo je Meter. In den verschiedenen Teilen der Straße V sind die Durchmesser der einzelnen Walzen verschieden, und zwar schwanken sie zwischen 350 und 600 Millimeter Durchmesser. Daher sind auch die Gewichte der Walzen sehr unterschiedlich; sie liegen zwischen 1 und 7 Tonnen je Stück. Der Walzenpark von Straße V, einschließlich der Reserve sowie der Rohwalzen und gebrauchten Walzen, umfaßt 2500 Tonnen. An Armaturen benötigt sie etwa 500 Tonnen.

Straße V ist ebenso wie Straße I im Augenblick nicht voll ausgelastet. Bei voller Auslastung könnte sie 9000 bis 11 000 Ton-

Das erlebte ich auf der ATH

ERGEBNIS UNSERES PREISAUSSCHREIBENS

Von den zahlreichen schönen Beiträgen, die aus den Reihen der Belegschaftsmitglieder im Preisausschreiben der Werkzeugzeitung eingesandt wurden, konnten wir in den Heften 7 bis 10 die besten veröffentlichen. Über die Geschichten haben sich sicherlich nicht nur alle die gefreut, die sie selbst miterlebt haben, sondern auch die übrigen Belegschaftsmitglieder unserer Hütte. Hier hat sich gezeigt, daß auch bei der schweren Arbeit in unseren Betrieben der Humor nicht zu kurz kommt.

Bei der unterschiedlichen Art der einzelnen Geschichten war es jedoch schwierig, einen besten Beitrag zu ermitteln. Vier Geschichten wurden deshalb mit einem gleich hohen Geldpreis von je vierzig Mark ausgezeichnet, und zwar:

„Das Walzwerk läuft wieder“

Verfasser: Emil Pickhardt, Kraftanlage

„Das Kinderkarussell“

Verfasser: Franz Fath, Elektro-Werkstatt

„Kleines Glück im Mischerturm“

Verfasser: Hubert Pietsch, Betonwarenfabrik

„Zwei Neger kamen aus dem Kabelkanal“

Verfasser: Horst Hinderkott, Werkstatt El. Betr. I

Die Verfasser der übrigen Beiträge, die mit einem Buchpreis ausgezeichnet wurden, waren:

„Holleh, das Geld fliegt weg!“

Verfasser: W. Achterfeld, Pensionär, Mülheim

„Zehn Kilometer Rollmöpfe“

Verfasser: Gerhard Wagener, Betriebsbüro SM-Stahlwerk II

„Ein neuer wird ‚getauft‘“

Verfasser: Leo Rolfs, Kranführer Elektrobetrieb III

„Darf ich mal kontrollieren?“ —

Verfasser: Wilhelm Hoffmann, Schlosser, MB-Hochofen Blechbearbeitungswerkstatt

„Jannek und die verschwundene Schlackenpfanne“

Verfasser: Fritz Kretschmann, Granulierung Schlackenverwertung

„Als wir noch den Henkelmann brachten“

Verfasserin: Katharina Gaca, Witwe, Hamborn

Wir sprechen sicherlich auch im Namen aller Belegschaftsmitglieder unserer Hütte, wenn wir den Einsendern für ihre Beiträge herzlich danken. Bei Gelegenheit werden wir auch noch einige der anderen bisher nicht veröffentlichten Geschichten abdrucken. Wir würden uns freuen, wenn der Redaktion der Werkzeugzeitung auch in Zukunft ähnliche Erlebnisse eingesandt würden.

Zum Abschluß des Preisausschreibens bringen wir heute noch einen Beitrag, der das Arbeitsleben auf unserer Hütte besonders sinnvoll darstellt:

„ABLÖSUNG“

Maschinengeräusche und Hammerschlag,
so dröhnt's in der Halle Tag für Tag.
Verschmiert die Hände, verschmutzt das Gesicht,
so stehen die Männer in Staub und Gischt.

Hier ist einer in Arbeit ergraut —
er hat in der Jugend mitgebaut
am großen Werk mit seiner Kraft.
Der junge Mann, der neben ihm schafft,
wird seine Arbeit einst weitertun,
wenn seine alten Hände ruh'n.

Sie sind in der Kette jeder ein Glied —
ein altes ein neues stets nach sich zieht.
Die Uhr rückte weiter — bald ist es geschafft,
dann kommen neue mit frischer Kraft.

Noch sind die Gesichter und Hände rein,
doch in wenigen Minuten wird's anders sein.
Dann stehen auch sie nach dem Wechsel der Schicht
mit verschmierten Händen, verschwitztem Gesicht
und nehmen die Arbeit aus ihrer Hand
und schaffen weiter am gleichen Stand.

Längst haben die einen beendet die Schicht.
Doch die Arbeit geht weiter, sie ruhet nicht.
Und ist für die zweiten die Arbeit getan,
dann treten die dritten ihr Tagewerk an.
So wird ein Glied an das andere gerafft,
mit vereinten Kräften wird es geschafft.

Reißt eines der Glieder, die aneinandergereiht
in Pflichterfüllung nach langer Zeit,
dann steht ein anderes am gleichen Ort
und führt das angefangene Werk fort
zum Wohle unserer Hütte, für Arbeit und Brot. —
Das Vermächtnis der Alten sei höchstes Gebot!

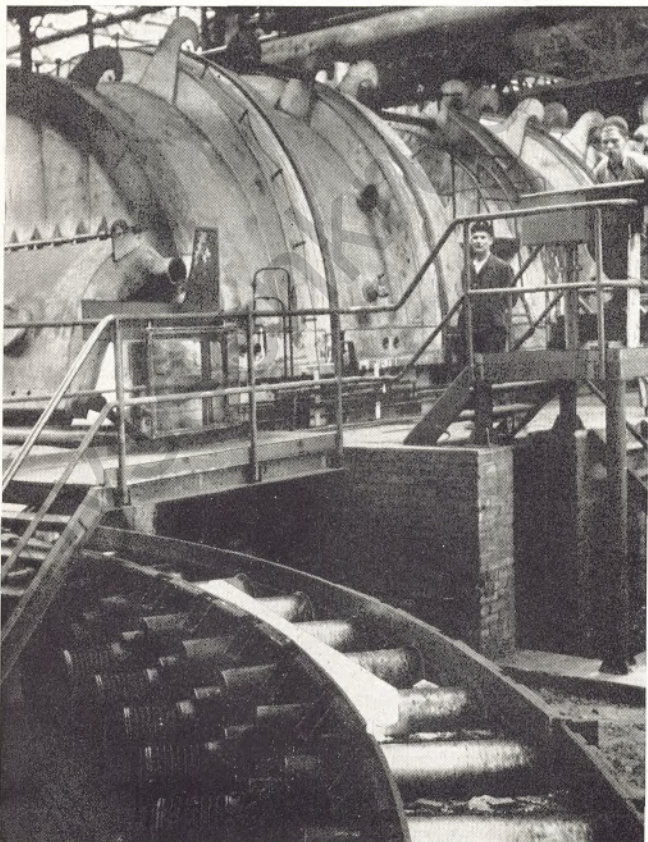
HEINZ HÖFFKEN,
CHEMISCHES HAUPTLABORATORIUM



Auf der Straße V unserer Hütte: Walzer Franz Holdak beim Auswalzen eines Knüppels zu einer leichten Schiene

nen bei Betrieb mit einem Ofen und 16 000 bis 18 000 Tonnen bei Betrieb mit zwei Ofen auswalzen. Der Ausbau der Stahlwerke der August Thyssen-Hütte wird den Profilstraßen mehr Material zur Verfügung stellen. Dann kann auch hier eine bessere Auslastung der Straßen erreicht werden.

Am Stoßofen auf der Straße V: Erster Ofenmann Bruno Dege (links) und Zweiter Ofenmann Georg Kandel beobachten aufmerksam einen Knüppel, der eben den Ofen verlassen hat und über den Rollgang den Walzgerüsten zugeführt wird.



12 Plätze bleiben leer

Jeder von uns liest oder hört gern etwas Schönes. Das macht Freude und überwindet trübe Stunden. Leider ist das Schöne, das man gerne lesen oder hören möchte, so selten geworden. Zeitungen und Zeitschriften durchsuche ich oft nach erfreulichen Dingen, aber mehr oder weniger vergebens. Und wir alle brauchen doch die Freude genau so wie das tägliche Brot!

Vor einigen Tagen besuchten mehrere Berufsschulklassen die August Thyssen-Hütte. Ich habe den Jungen vieles gesagt über die Sicherheit am Arbeitsplatz. Ein Junge meinte zum Schluß: „In Ihrer Haut möchte ich nicht stecken, wo Sie



„Ich habe 30 Jahre gearbeitet und hatte nur einen Unfall!“

nur mit Verletzten oder Toten zu tun haben! Können Sie sich denn überhaupt noch freuen? Oder noch lachen? Sie müssen doch ein ernster Mensch sein!“

Der Junge hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Soll man da nicht ernst werden, wenn man folgendes erleben muß:

Eine etwa sieben Tonnen schwere Brammenrutsche sollte in der Breitbandstraße montiert werden. Der Vorarbeiter H. von der Firma E. hatte alle die anderen, schon im Betrieb befindlichen Rutschen auch montiert. Es war für ihn also nichts Neues. Die letzte Rutsche hing bereits im Seil. Jetzt nur noch 10 cm anheben, dann war alles in Ordnung. H. gab dem Kranführer ein Zeichen. Die Seilwinde drehte sich langsam. Jetzt noch 2 cm höher, jetzt nur noch ... Ein Schrei!! Das Seil war gerissen! Eine Stange des Montagestückes traf H. mit fürchterlicher Wucht am Kopf. Seine Freunde konnten den Toten nur noch auf die Trage legen und ihm die Augen zudrücken. Grausamer Freundesdienst! Hätte H. doch das stärkere Seil benutzt; es lag drei Schritte neben ihm! Wahrscheinlich ...



Unter der Bunkeranlage des Hochofens fahren Möllerwagen. Der Bunkermann L. bediente einen davon. Er mußte ein Stück rückwärts fahren. Dann zog er die Bremse. Der Wagen rutschte noch etwas weiter. L. wollte sehen, ob er weit genug gefahren war. Auf seinem Führerstand

sind große Fenster eingebaut. Er konnte alles erkennen. Aber er lehnte seinen Kopf aus dem Führerstand. Der Wagen rutschte immer noch etwas weiter. Der Kopf wurde gegen eine Stütze gedrückt. Ein lebloser Körper fiel aus dem Bedienungsstand. Der Wagen stand. In dem Lärm der Bunkeranlage gingen die Schreie nach der Totenbahre fast unter ... L. lebte nicht mehr. Ich kann ihn nicht mehr fragen, warum er meine ständigen Bitten, Ermahnungen, Forderungen, ja auch Drohungen nicht ernster genommen hat.



37 Jahre war Wilhelm P. schon bei der ATH tätig. Noch zwei Jahre wollte er an seinem Arbeitsplatz wirken. Dann durfte er mit 65 Jahren seine schwierigen Hände in den Schoß legen. Noch aber war es nicht so weit. Jetzt wollte er erst Feierabend machen, und morgen sollte die begonnene Arbeit fertig werden. Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr los. Seine Angehörigen war-

teten gewiß auf ihn. Bald war er nur noch hundert Meter von seiner Wohnung entfernt. Er verließ den Radweg und überquerte die Hauptstraße. Hatte er die Entfernung eines Personenwagens nicht richtig geschätzt? Bremsen kreischten! Die meisten der Vorübergehenden hielten sich die Ohren zu, nur einige Beherzte sprangen hinzu und zerrten ihn unter dem Wagen hervor. Der ärztlichen Kunst waren auch in diesem Fall Grenzen gesteckt. Wilhelm P. war tot!

Hatte auch er die Mahnungen überhört: Fahrt vorsichtig und nicht in den Tod? — denkt an euer Leben! — Denkt an eure Gesundheit! — Denkt an eure Familie!



Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Bei den meisten Familien sind die Vorbereitungen für das schönste aller Feste bereits im gange. Weihnachten ist und bleibt doch das Fest der Freude. Für alle? Ich denke in diesen Tagen besonders an die zwölf Familien, aus deren Mitte der Unfalltod im Jahre 1956 den Ernährer, sei es als Ehemann oder Vater, genommen hat. Zum erstenmal bleibt bei ihnen in diesem Jahr ein Platz unter dem Weihnachtsbaum leer. Für immer.

Gib acht, damit Weihnachten 1957 dein Platz nicht leer bleibt!

Walter Frink

BETRIEBS- UND WEGE-UNFÄLLE

Betrieb	November 1956		November 1955	
	Betriebsunfälle	Wege- und Sportunfälle	Betriebsunfälle	Wege- und Sportunfälle
1. Hochofenwerk	6 (1 t)	—	6	1
2. Thomasstahlwerk	6	—	3	—
3. Martinstahlwerk	6	—	6	1
4. Block- und Profil-Walzwerke	14	4	9	—
5. Breitband-Abteilung	2	1	—	—
6. Maschinen-Abteilung	13	3	11	1
7. Elektro-Abteilung	5	1	7	3
8. Werkstätten für Bergbau- u. Hüttenb.	4	2 (1 t)	2	—
9. Stahlbau-Werkstatt	3	—	—	—
10. Bauabteilung	3	—	3	—
11. Thomasschlackenmühle	1	—	1	—
12. ff. Steinfabrik	2	—	2	1
13. Ausbildungswesen	2	—	3	—
14. Verschiedene Betriebe	5	3	5	1
	72	14	58	8

Dreißig Abiturienten und Abiturientinnen der Gisela-Oberrealschule München unter Führung von Prof. Hendlmaier besuchten auf einer Studienfahrt durch das Revier auch die ATH



Ein Arbeitsleben für den Hochofen

Betriebsleiter Jakob Peters —
Erinnerungen an 45 Jahre
auf der Hütte und in Hamborn

Wir haben kein Wort darüber gesprochen, aber wir möchten meinen, daß dieser Vormittag, von dem wir heute berichten wollen, für Jakob Peters wie das Wiedersehen mit einem langjährigen Freund war: Jene halbe Stunde vor den Hochofen im Kreise seiner alten Kollegen und der ehemaligen Vorgesetzten, das Gespräch mit Arbeitsdirektor Meyer in der Hauptverwaltung, das Beisammensein schließlich in einem kleinen, aber recht aufgeräumten Kreis im Schifferheim an unserem Hafen Schwelgern. Auch hier wurde natürlich — wie das bei Abschiedsfeiern für langjährige Belegschaftsmitglieder gar nicht ausbleibt — mehr von der Vergangenheit als von der Zukunft gesprochen. Aber es geschah ohne Wehmut oder gar Bitterkeit.

Jakob Peters, noch vor wenigen Monaten Betriebsleiter der Hochofenanlage und heute geruhssamer Marxloher Pensionär, erklärte dem Arbeitsdirektor gegenüber ohne Umschweife: „Natürlich ist das ohne Arbeit zu Hause mächtig langweilig. Aber in Bruckhausen geht es auch ohne mich. Jetzt hat sich die Jugend schon gut eingearbeitet. Und dann bin ich durch meinen Jungen im Grunde ja doch immer noch ein bißchen dabei!“ (Für die, die es nicht wissen sollten: Sein Sohn Karl-Heinz arbeitet als Betriebsassistent an der Hochofenanlage.)



Ganze 16 Jahre zählte der Eifeler Bauernbursche, als er 1911 den Eltern, dem kleinen Hof und sechs Geschwistern Lebewohl sagte, um sich auf den Weg nach Hamborn zu machen; einer der vielen von der linken Rheinseite und aus der Eifel, die in jenen Jahren von dem im amerikanischen Tempo wachsenden Industriezentrum an Rhein und Ruhr magnetisch angezogen wurden und die als „Schneeschnepfer“ ihrer Heimat im Revier einen guten Namen verschafften. Wenige Wochen später stand der zugewanderte Bitburger bei Phönix auf der Bühne am Hochofen, wurde noch vor seiner Militärzeit erster Schmelzer, 1918 Oberschmelzer und kam schließlich am 28. Juni 1922 zur ATH, wo er als noch nicht Dreißigjähriger bereits Schmelzmeister war. Das war übrigens in jenem Jahr, in dem auf unserer Hütte der siebte Hochofen im Bau war, und damals gehörten so junge Schmelzmeister durchaus nicht zur Tagesordnung.

Heute ist die altersmäßige Zusammensetzung der ATH-Gesamtsbelegschaft eine wesentlich andere und vielen gar nicht bekannt: Über die Hälfte aller Werksangehörigen (genau gesagt 54 Prozent) ist unter 40 Jahre alt. Mit anderen Worten, die Hütte hat jetzt eine erfreulich junge Belegschaft, die in den zurückliegenden fünf Jahren durch die erfahrenen Männer der Stammsbelegschaft ein hervorragendes Rüstzeug auf ihrem beruflichen Weg mitbekamen.



Betriebsleiter Peters im Kreis seiner ehemaligen Kollegen und Vorgesetzten auf der HO-Bühne

Für den Jungschmelzer Jakob Peters sah das vor 45 Jahren etwas anders aus. Lehrlings- und Ledigenheime, wie wir sie heute haben, soziale Betreuung, Acht-Stunden-Tag — davon sprach niemand, daran dachte niemand. Es hieß ganz einfach, inmitten einer fremden Welt mit der schweren Arbeit und der großen Einsamkeit fertig zu werden, die einen Jungen überfallen mußte, der das bürgerliche Familienleben gegen ein kümmerliches „Kost- und Logisdasein“ in Marxloh und Bruckhausen eingetauscht hatte. Nun, der Junge wurde damit und auch mit dem Heimweh fertig. Er wurde auch mit dem ganzen harten Arbeitsleben fertig, das da vor ihm lag, mit all den heißen Sommertagen, den nassen windigen Herbstabenden und den kalten Winternächten auf einer Hochofenbühne; dort begann er und dazu gehörte er bis zu seinem letzten Arbeitstag. Er hatte sich den kontinuierlichen Betrieb gewählt, in dem — wie bekannt — auch Sonn- und Feiertage keine Ruhetage sind.

Krieg und Revolution, Inflation und die Millionen der Arbeitslosen, Rüstungsfieber und wieder Krieg, Bombenhagel und Chaos, Demontage und Wiederaufbau — das waren Stationen auf dem Wege des Hochofners Jakob Peters so gut wie auf dem der August Thyssen-Hütte. Was war natürlicher, als daß es bald statt der Hütte meine Hütte hieß, daß die Daten aus den zwanziger Jahren, wann dieser Ofen angeblasen wurde und jener auf die Reise ging, unverlierbar eingepreßt sind, daß ein Stück Werks-geschichte lebendig wird, wenn der ehemalige Betriebsleiter zu erzählen beginnt.



Es war bezeichnend, wie der stille, ruhige Mann, den die Rücksicht auf seine Gesundheit früher als gewollt auf die Pensionärsliste gesetzt hat, regelrecht auftaucht, als wir in dem hellen Zimmer an der Franz-Lenz-Straße zusammensaßen. Arbeitsdirektor Meyer lud hier Jakob Peters zu einer „Sechs-Wochen-Kur Teister Berge“ im nächsten Frühjahr ein, damit er wieder den Unterschied zwischen den Hochofen-Schornsteinen und dem wunderbaren Mischwald in Hünxe

erleben könne. Er forderte ihn weiter auf, mit dabei zu sein, wenn der gegenwärtig im Bau befindliche Hochofen in wenigen Monaten auf die Reise geht.

Im Handumdrehen wurde gefachsimpelt, so daß der bei allen Ofenbesatzungen bekannte und berühmte „Beichtstuhl“ im Ho-Betriebsbüro vor Staunen endlich einmal unbeweglich gestanden hätte, wenn er dabei gewesen wäre. Ganz wenige Sätze nur aus der Unterhaltung zwischen Hans Meyer und Jakob Peters, die beide auf der Hütte — man möchte beinahe sagen — großgeworden sind.

„Der Weg von der Kaiser-Wilhelm-Straße bis Tor I war nach dem Bombenangriff an jenem schwarzen 14. Oktober eine genaue Voraussage von dem Weg, den wir und die Hütte dann in den nächsten fünf Jahren gegangen sind!“

„Als am 22. Januar ein Bombenteppich das Werks-gelände und Bruckhausen eindeckte, haben wir uns keine großen Chancen mehr gegeben!“

„Die Demontage — sie drückte uns die Kehle zu. Aber so lange wir noch Luft hatten, haben wir von der Hoffnung gelebt. Wir warteten auf gut Wetter und haben richtig getippt!“

„Wer von uns Handwerkern hat 1948/49 daran geglaubt, daß wir jemals wieder so durch die Straßen gehen würden wie wir es heute tun können? Satt, mit festem Arbeitsplatz, gut angezogen...“

Dieses Zusammensein, das der Arbeitsdirektor ein Bekenntnis der Arbeitskameradschaft nannte, fand übrigens einen besonderen Abschluß. Namens des Vorstandes überreichte der Arbeitsdirektor dem langjährigen Angehörigen der Belegschaft die gleiche wertvolle Tischuhr mit einem Ziffernblatt aus Kennelkohle, die zukünftig allen Jubilaren als Ehrengabe der Werksleitung zu-gedacht ist.



In persönlicher und herzlicher Weise wandte sich auch Direktor Winters im Schifferheim, wo sich Hochofenchef Dr. Möller, der neue Betriebsleiter der Hochofenanlage, Baeumler, Bürovorsteher Bernhard und Betriebsratsmitglied Bram-

kamp sowie Vertrauensmann Kauth eingefunden hatten, an seinen alten Betriebsleiter. „Als ich“, so sagte der Direktor der Hochofenanlage, „zur Hütte kam und 1951 der erste Hochofen wieder angeblasen wurde, fand ich in Ihnen, Herr Peters, gleichsam den letzten Steuer- mann der Abteilung. Ihr Optimismus hat Recht behalten. Wir sind stetig voran- gekommen. Ich glaube, Ihr Abgangs- termin war gut gewählt. Als Sie uns verließen, hätten Sie wohl zu der Mehr- zahl der Männer vor den Ofen sagen können: ‚Ich habe Euch in den Sattel geholfen, nun seht zu, daß Ihr reiten könnt‘. Der jetzt 84jährige ehemalige Betriebsleiter Werzner von der Hochofen- anlage um die Jahrhundertwende war vor kurzer Zeit bei mir an seiner alten Arbeitsstätte. Er stand dem, was sich dort in den letzten 50 Jahren getan hat, beinahe fremd gegenüber. Sie, Herr Peters, haben 45 Jahre Entwicklung an Ort und Stelle mitgemacht. Ich darf Ihnen gleichzeitig mit meinem Dank für Ihre Treue zurufen: Auch wenn Sie nun nicht mehr mit uns zusammen arbeiten können — herzlich willkommen im Kreise der Hochöfner, wann immer Sie wollen!“

Daß in diesem Kreise ein Abschied vom Arbeitsplatz keine todernste Sache zu sein braucht, bewies der Verlauf der nächsten Stunde. Die Dönkes der beiden nun doch schon recht angegrauten „Eife-



Der frühere Betriebsleiter unserer Hochofen- anlage, Werzner, sieht nach 50 Jahren nochmals seinen alten Arbeitsplatz auf der ATH

ler Jungs“, Jakob Peters und Josef Berg, unterhielten die Gäste der kleinen Feier jedenfalls auf das Prätigste und die zwei Erzähler selbst sicherlich nicht we- niger.

Für uns, die Belegschaft der ATH, ist Jakob Peters ein Beispiel dafür, daß der Weg eines tüchtigen Mannes vom Hilfs- arbeiter zum Betriebsleiter führen kann und wie sehr Mensch und Werk in einem langen Arbeitsleben eins werden. Zu seinem kommenden 62. Geburtstag am zweiten Weihnachtsfeiertag soll er auch an dieser Stelle bestätigt finden, daß wir ihm alle einen wohlverdienten gesun- den, sorgenfreien Lebensabend wün- schen.



Pension Sonnhof in St. Veit (vorne rechts) wird die ATH-Urlauber aufnehmen

ERHOLUNGSZIELE 1957:

Lahntal • Salzburger Land • Nordsee

Erstmals Urlaub mit Hilfe der Hütte in Österreich

Auch 1957 werden erholungsbedürf- tige und verdiente Mitarbeiter un- serer Hütte kostenlose Urlaubsmög- lichkeiten erhalten. Die Betriebs- krankenkasse setzt ihre bewährten vorbeugenden Kuren fort. Darüber hinaus wird die Hütte selbst erst- mals Belegschaftsmitglieder aus ge- sundheitsgefährlichen Betrieben in Urlaub schicken können.

900 aktiven Belegschaftsmitgliedern und Kindern von Mitarbeitern konnte die Betriebskrankenkasse unserer Hütte in diesem Jahr vorbeugende Kuren vermitteln. Dieser Aufgabe wird sie sich auch im kommenden Jahre widmen. Zur Unter- bringung wurden wiederum zwei Pension- en im Lahnggebiet bestimmt. Für 18 Tage werden unsere Urlauber auch 1957 in der Pension Jakob Treis in Weinähr im schö- nen Gelbachtal, einem Nebenflüßchen der Lahn, Aufnahme finden, nachdem unsere Gäste sich in diesem Sommer hier sehr gut erholen konnten.

Als neues Idyll wurde von der Betriebs- krankenkasse die Pension Castormühle in Dausenau ausgewählt, 1956 bereits ein beliebtes Ausflugsziel unserer Urlauber von Weinähr und Obernhof. Dausenau besitzt herrliche Wanderwege. Über die Höhenzüge des Lahntals gelangt man sehr leicht und schnell nach Bad Ems, den Kurort an der Lahn, der den Hauch der internationalen Welt atmet. Diese fast dreiwöchigen Kuren laufen in der Zeit von April bis September.

Unsere Belegschaftsmitglieder, für die eine Teilnahme auf ärztliche Verordnung hin kostenfrei ist, haben zudem in Wein- ähr und Dausenau — noch nicht zwei- hundert Kilometer von Hamborn ent- fernt — die Möglichkeit, auch für ihre Ehefrauen in diesen Orten preiswerte Urlaubsquartiere zu belegen. Schon bisher haben viele Mitarbeiter eine solche Ge- legenheit, ihren Frauen einen Ferien- aufenthalt zu verschaffen, zu nutzen ge- wußt. Sicherlich werden zahlreiche Beleg- schaftsmitglieder, denen im nächsten Jahr

eine solche Kur zufällt, ebenfalls von diesen Möglichkeiten zum Besten ihrer Familien Gebrauch machen.

Für die Kinder werden im Jahre 1957 Heime im Möhnetal für die Zeit zwischen April und September angepachtet. Außer- dem wird ein kleiner Teil erstmals auch an die Nordsee verschickt werden kön- nen. In diesem Jahr hatten fast 260 Kin- der das Glück, sich im Westerwald zu erholen.

Die wirtschaftliche Lage unserer Hütte macht es der Werksleitung 1957 zum erstenmal möglich, Belegschaftsmitglieder, vor allem aus Betrieben, die der Ge- sundheit wenig zuträglich sind, von sei- ten des Werkes in Urlaub zu schicken. Als Urlaubsort wurde Schwarzach-St. Veit im Pongau ausgesucht. Hier im Süden des Salzburger Landes und in 760 Meter Höhe hat die Hütte ein Kleinod aus dem reichen Kranz der Erholungsorte Öster- reichs ausgewählt, dessen reine Höhen- luft und Ruhe einen guten Urlaub ver- sprechen.

Schwarzach-St. Veit liegt an der Salzach. Die Gemeinde ist etwa sechzig Kilo- meter von Salzburg im Norden und dreißig Kilometer von dem berühmten internationalen Kurort Bad Gastein im Süden entfernt. Rundum ein herrliches Panorama hoher und höchster Berge, im Norden die Salzburger Alpen mit dem Hochkönig (2938 Meter), im Süden die Radstädter und Hohen Tauern, deren Gipfel 3000 Meter übersteigen. Weiter südlich, nur siebzig Kilometer von Schwarzach entfernt, der bekannte Mill- stätter See. Die zentrale Lage gestattet schöne Ausflüge auch nach Zell am See, zum Großglockner sowie ins Tal der oberen Enns.

Diese Ankündigungen, denen zu gegebener Zeit weitere Einzelheiten folgen sol- len, zeigen erneut, wie sich die Hütte ernsthaft bemüht, nach besten Kräften die sozialen Aufgaben zu lösen und über die gesetzlichen Verpflichtungen hinaus zur Erhaltung von Gesundheit und Spann- kraft der Mitarbeiter beizutragen.



Hier können die Kinder tollen und spielen

Spielplatz Walsum erfreut viele Kinder — ATH stellte Spielgeräte zur Verfügung

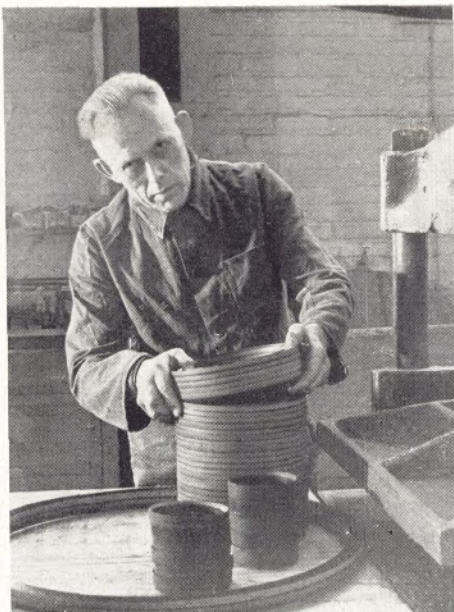
Seit einigen Monaten haben die Kinder der Stahlarbeiter-Siedlung unserer Hütte in Walsum und der Linden-Siedlung einen schönen großen Spielplatz. Unsere Hütte stellte hierfür eine ganze Reihe von Spielgeräten zur Verfügung, die von den Lehrlingen unserer Lehrwerkstatt geschaffen wurden. Hierzu gehören eine Kettenschaukel, ein Karussell, das 16 Kinder tragen kann, eine Drehwippe, eine Rutschbahn und ein großes Klettergerüst.

Erstmalig fand für die Kinder der Stahlarbeiter-Siedlung auch ein Kinderfest statt. Nachdem die Kleinen sich im „Lindenstübchen“ Kakao und Kuchen gut hatten schmecken lassen, gab es viel Freude beim Tauziehen und Eierlaufen. Zwei Clowns unterhielten sie dann mit Späßen, an denen selbst die Muttis, die mitgekommen waren, ihre helle Freude fanden. Bei einem Kasperle-Spiel im Saal erlebten sie schließlich aufregende Abenteuer, eine Verlosung beschloß das Kinderfest.





Wilhelm WOLF, Kraftfahrer
Kraftfahrbetrieb — 21. November



Wilhelm OELKER, Sattler
Mechanische Hauptwerkstatt — 21. November



40 Jahre im Dienst

25 Jahre bei der ATH

Wilhelm Löhning, Thomaswerk, am 23. November
Peter Uhl, Bauabteilung, am 24. November
Peter Konz, Zurichtung, am 27. November

90 Jahre alt wurde

Karl Machain, Flensburg, Neustadt 50, am 25. November

80 Jahre alt wurden

Andreas Mohner, Duisburg-Hamborn, Halskestraße 23, am 26. November
Josef Rosch, Duisburg-Hamborn, Gillhauser Straße 4, am 28. November
Franz Jaskowski, Duisburg-Hamborn, Am Sägewerk 7, am 6. Dezember
Eduard Klupsch, Dinslaken, Walsumer Str. 10, am 14. Dezember

Goldene Hochzeit feierten

1. Dezember: Eheleute Hugo Lötters, Walsum, Gerhardstraße 34
18. Dezember: Eheleute Wilhelm Haferkamp, Meiderich, Marktstraße 25

Die Ehe schlossen

Rudolf Wenzlaff, Martinwerk II, mit Ursula Klausewitz, am 18. Oktober
Wilhelm Kullmann, Warmbandwerk, mit Erika an Huef, am 3. November
Paul Fassbender, Stoffwirtschaft, mit Erika Schepull, am 3. November
Artur Bölke, Elektrobetrieb I, mit Luise Exner, am 8. November
Reinhold Vüllings, Hochofen, mit Regina Kucza, am 17. November
Frank Drolshagen, Thomaswerk, mit Maria Klasen, am 17. November
Manfred Faber, Fliegende Kolonne, mit Juliane Dreves, am 17. November
Arthur Seitz, Hochofen, mit Marianne Koczor, am 22. November
Hilmar David, Stoffwirtschaft, mit Helga Sinoradzki, am 23. November
Alois Werner, Hochofen, mit Ingeborg Röder, am 1. Dezember
Bruno Wiegatz, Elektrobetrieb I, mit Karin Ursula Unterberg, am 1. Dezember

Nachwuchs kam an

Klaudia, 17. Oktober
Heinrich Schertl, Kokerei
Wilhelm, 6. November
Wilhelm Völker, Maschinenabteilung
Wolfgang, 7. November
Siegmund Przytarski, Thomaswerk
Marita, 7. November
Hermann Bredau, Zurichtung
Wolfgang, 8. November
Helmut Krämer, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerk
Dagmar, 10. November
Helmut Hückkamp, Steinfabrik
Martin-Johannes, 11. November
Heinrich Schmitz, Kaltbandwalzwerk
Heribert, 14. November
Ferdinand Zimmermann, Hochofen
Edelgard, 16. November
Dietrich Schneider, Thomaswerk
Winfried, 17. November
Wilhelm Blokesch, Elektro- und Maschinenbetrieb Sinteranlage
Ralf, 18. November
Hans Kelen, Mechanische Hauptwerkstatt
Petra, 18. November
Otmar Frank, Mechanische Hauptwerkstatt
Gabriele, 19. November
Gerhard Mölders, Mech. Hauptwerkstatt
Winfried, 21. November
Wilhelm Frösler, Stoffwirtschaft
Gabriele, 21. November
Helmut Greuel, Hochofen
Martin, 22. November
Friedrich Poppert, Hochofen
Heike, 22. November
Adolf Hoffmann, F.T.A.
Birgit, 23. November
Rolf Beckmann, Elektrobetrieb Warmbandwerk
Iris, 24. November
Johann Cäsar, Elektrobetrieb I
Marlies, 24. November
Witold Hiller, Elektrobetrieb I
Wolfgang, 25. November
Heinz Oltersdorf, Betonwarenfabrik
Jürgen, 25. November
Karl Heine, Stoffwirtschaft
Marianne, 26. November
Hans Fechner, Versuchsanstalt
Heike, 27. November
Hans Drozda, Straße V
Petra, 27. November
Walter Lange, Bauabteilung
Sigrid, 28. November
Günter Hausmann, Elektrobetrieb II

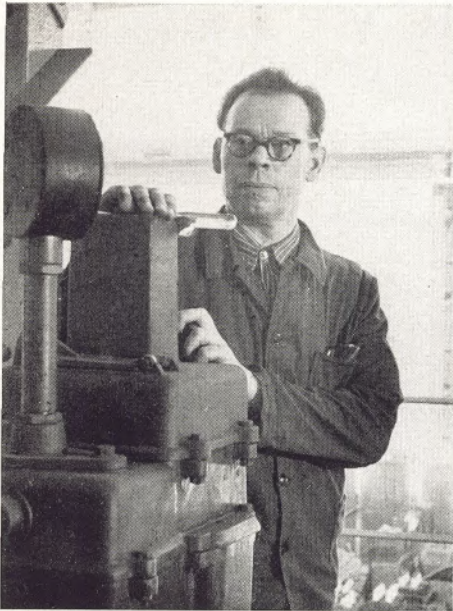
50 Jahre bei der ATH

EDMUND KAUFMANN,
ABT.-VORSTEHER MAGAZINVERWALTUNG

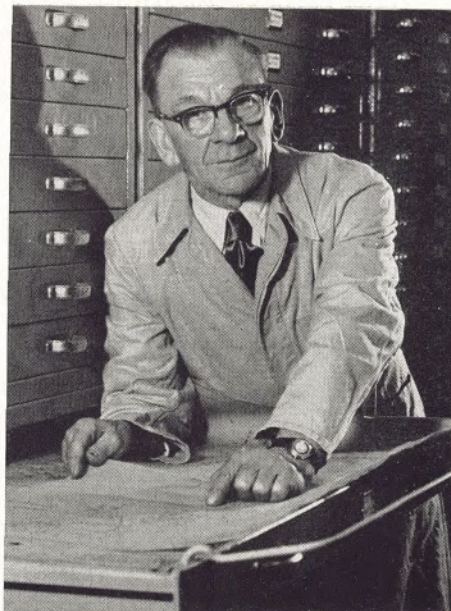
Als Edmund Kaufmann im Jahre 1906 mit vierzehn Jahren direkt von der Schule als Lehrling zur Hütte kam, war das Betriebsbüro der Hochofenanlage seine erste Station. Er hat dann manche Büros gesehen in seinen fünfzig Jahren, die er bei der ATH tätig ist, aber die erste Stelle war wie eine Bestimmung: Immer blieb er den Betrieben eng verbunden. Seit 1911 bereits gehört er zur Magazinverwaltung. Hier wurde er — nach Kriegsdienst und französischer Gefangenschaft — 1920 Gruppenführer und 1928 stellvertretender Abteilungsleiter, um 1945 als Vorsteher selbst an die Spitze dieser für die Hütte so wichtigen Einrichtung des Einkaufs zu treten.

Werkzeuge, Schmierstoffe, Schutzkleidung und all die vielen Teile, die in den Betrieben benötigt werden, genau aufgeteilt auf die drei großen und eine Reihe von nicht weniger wichtigen Nebenmagazinen, stehen hier auf Abruf bereit. Das Magazin Walzwerk I verwaltet zentral Öle, Fette, Schrauben und Nieten, das Magazin Hochofen Elektroteile, das Magazin Walzwerk II Werkzeuge und Stähle. In dem für diesen Zweck auch heute nach mehr als fünfzig Jahren noch vorbildlichen Gebäude an der ff. Steinfabrik, wo die Magazinverwaltung über den Lagern ihre Büros hat, herrscht peinlichste Ordnung. Sechzig Mann unterstehen Vorsteher Kaufmann, dazu seit fünf Jahren auch der benachbarte Wareneingang. Hier muß alles flott und genau abgewickelt werden, und auch unerwartete Anforderungen der Betriebe dürfen ihn und seine Männer nicht aus der Ruhe bringen. Wer ihn kennt, weiß, daß er diese glückliche Tugend in hohem Maße besitzt.

Privat galt früher seine Liebe dem Kraftsport, dem er sich, zuletzt als Leiter der bis 1944 bestehenden Kraftsport-Abteilung auf unserer Hütte, unermüdlich gewidmet hat. Sein privates Steckenpferd ist seit jeher die Fotografie. In der früheren Fotogruppe war er Mitglied und mit vielen Schnappschüssen und gut gesehenen Stillleben vielgedruckter Mitarbeiter auch der alten Werkzeugzeitung. Heute noch entwickelt und vergrößert er seine Aufnahmen selbst. Die junge Liebe des Vierundsechzigjährigen gilt dem Farbfoto. Auch die Hütte, vor allem Hochofen und die Stahlwerke, sollen ihm, wie er hofft, noch viele schöne Motive liefern.



Josef BECKMANN, Elektromonteur
Elektr. Zentralen und Stromverteilung — 29. Nov.



Franz HERZOG, Lichtpauser
Neubauabteilung — 12. Dezember



Dietrich TERSCHUREN, Abfüller
Sauerstofflager — 19. Dezember

40 Jahre im Dienst



20 Jubilare auf froher Fahrt

Die Gold-Jubilare der ATH, die mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet sind, konnten auf Einladung der Hütte eine gemeinsame Tagesfahrt nach Köln, Bonn und Königswinter unternehmen. Eine recht gewichtige Fracht fuhr der Omnibus an diesem Tag; denn die zwanzig Jubilare sahen immerhin auf eine Dienstzeit bei unserer Hütte von mehr als tausend Arbeitsjahren zurück. Neun von ihnen sind auch heute noch, wie seit einem halben Jahrhundert, an ihrem Arbeitsplatz tätig.

Heinrich Kamperschroer, früher Meister MB-Kraftanlagen, schickte der Werkzeitung folgenden Bericht:

Morgens um acht Uhr wünschte uns Arbeitsdirektor Meyer an der Hauptverwaltung zum Abschied frohe Fahrt und viel Vergnügen. Und

los ging die Reise mit dem Bus über die Autobahn in Richtung Köln. Für Unterhaltung und den nötigen Humor unterwegs hat dann Werner Haftmann am Mikrophon bestens gesorgt. In Köln besichtigten wir den Dom. In Bonn konnten wir einen Rundgang durch das Bundeshaus machen, wobei uns auch der große Plenarsaal, die Plätze der Minister und Fraktionen sowie der Ablauf der Sitzungen erklärt wurde. Nach dem Mittagessen in Königswinter fuhren wir mit der Zahnradbahn auf den Drachenfels. Leider hatten wir keine gute Sicht ins Rheintal. Ein Sänger sang uns, während wir bei einem guten Glas Wein zusammensaßen, alte Rheinlieder. Am späten Nachmittag ging es dann wieder heimwärts. Der schöne Tag, für den wir sehr dankbar sind, klang mit dem Austausch von Erlebnissen im „Handelshof“ aus.

Ein Stück Natur hatte der Geflügelzuchtverein Holten und Umgebung in den Saal Link am Eickelkamp gebracht, als er hier unter der Schirmherrschaft von Arbeitsdirektor Meyer eine Geflügel- und Ziergeflügelausstellung durchführte. Sie bekunde, wie der Arbeitsdirektor unterstrich, vor allem den hohen Idealismus und die Liebe des Menschen zur Natur und zum Tier. Sie zeige aber auch, wie es möglich ist, die Natur auch in die Wohnstuben hineinzuholen. Dies sei eine der schönsten Freizeitbeschäftigungen. Auf der Ausstellung waren etwa 170 Hühner und Zierhühner vertreten; außerdem wurden Aquarien und Vivarien gezeigt. Die Züchter Ernst Schweer und Süsselbeck wurden für 25jährige Mitgliedschaft mit der silbernen Verbandsnadel ausgezeichnet. — Unser Bild zeigt Vereinsvorsitzenden Gerhard Eimers mit der besten deutschen Zuchttaube des Züchters Oberscheidt, die auf einem prächtigen Hahn sitzt.



Rund um den Weißdorn

Die Werkzeugzeitung spürt unter dem Motto „Wir blenden zurück...“ Ereignissen in der Vergangenheit nach, die mit in das große, bunte Mosaik der Werksgeschichte gehören. Soweit diese Ereignisse schon sehr weit zurückliegen, bis an die Jahrhundertwende oder etwa noch weiter, kann bei den Ältesten unter den noch Lebenden nur die Erinnerung an sie aufgefrischt werden. Für die Jüngeren sind die Berichte Überlieferungen, die ihnen den Wandel der Zeiten und der Verhältnisse aufzeigen.

Wir schreiben noch 1956. Wer jetzt das Goldene Dienstjubiläum feiert und mit 65 Jahren in den Ruhestand geht, und das können nicht mehr viele Werksangehörige sein, der muß als 14- oder 15jähriger schon 1905 oder 1906 zur Hütte gekommen sein. Stärker ist, wie aus fast jeder Ausgabe der Werkzeugzeitung ersichtlich ist, unter den Jubilaren die Gruppe mit 40 Dienstjahren vertreten, während die Silberjubilare nur noch vereinzelt erscheinen und die gebührende Anerkennung in Empfang nehmen.

Nun, an der Jahreswende 1935/36, da wurden auf der Thyssen-Hütte 166 Belegschaftsmitglieder für 25jährige ununterbrochene Diensttätigkeit ausgezeichnet. Das waren die 1910er, die in einer Zeit zur Belegschaft stießen, in der der Ausbau des Werkes auf hohen Touren lief, und der erste Weltkrieg seine Schatten noch nicht vorauswarf.

Ganz anders lagen die Dinge um 1931 unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise. Keine Einstellungen, sondern Entlassungen waren an der Tagesordnung. Woher also sollte 25 Jahre später eine größere Anzahl von Silberjubilaren kommen? Hinzu kommt noch, daß der zweite Weltkrieg gerade unter den Jahrgängen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren in das Berufsleben eintraten, reiche und unselige Ernte gehalten hat.

1936: Durchschnittsverdienst 200 Mark

Zu Anfang des Jahres 1936 zählte die August Thyssen-Hütte AG rund 18.500 Belegschaftsmitglieder. Dabei sind aber einbegriffen die Belegschaften der Niederrheinischen Hütte, des Hüttenbetriebs Meiderich und der Hütte Ruhrort-Meiderich. Das monatliche Durchschnittseinkommen beziffert sich nach einer Mitteilung Dr. Bartscherers in der Jubilar-

feier, auf den Kopf der Belegschaft berechnet, auf 200 Mark. Gewiß, die Preisverhältnisse sind andere als heute, der allgemeine Lebensstandard ist ein anderer geworden. Heute ist das durchschnittliche Einkommen mit rd. 580 Mark fast dreimal so groß.

An Weihnachts-Sonderzuwendungen wurden vor 20 Jahren bei befriedigendem Geschäftsgang aus dem Ertragnis an die Belegschaftsmitglieder Beträge zwischen 10 und 60 Mark, gestaffelt nach den sozialen Verhältnissen und nach der Dauer der Werkszugehörigkeit, ausgeschüttet.

„Schächer auf zum Streite!“

Vor 20 Jahren — da ist alles nach einem Schema organisiert. Da gibt es im Werksport, wie er in dieser Form keine Wiederkehr mehr erleben soll, auch den „Turn- und Sportverein August Thyssen-Hütte AG“. Auch die Freunde des königlichen Spiels im seit 1930 bestehenden „Schachklub der ATH“ werden als Abteilung in den Turn- und Sportverein „eingereiht“, was sie zwar in Erstaunen versetzt, aber die gewohnten Züge in ihren Partien nicht verändert und sie auch nicht auf die Reckstange bringt.

Das Eigenleben nimmt trotz aller Organisation auch an den Feierabenden in dem einen oder anderen Bereich des Lebens seinen Fortgang. Noch jedenfalls...

Es wird viel gelesen

Die Werksbücherei unterhält 1936 drei Ausleihstellen in Hamborn, Meiderich und Hochfeld. Allein im Januar des Jahres gibt sie 5900 Bücher aus, im Laufe des Jahres 50.000 aus einem Bestand von 17.000 Büchern. Was wird gelesen? Überwiegend schöne Literatur, Heimat- und Bauernromane. In den drei Ausleihstellen sind rund 2500 Leser eingetragen, ein Zeichen für die Zuflucht zum Buch.

... und kräftig gesungen

Am Palmsonntag 1936 feiert der 100 Mann starke Chor des „MGV August Thyssen-Hütte“ sein 30jähriges Bestehen, kräftig unterstützt von den übrigen Chören der August Thyssen-Hütte AG. Denn es gibt zu jener Zeit außer dem Jubelverein als Werkschöre den MGV „Sangeslust Hüttenbetrieb“ Meiderich, den Stahlwerker-MGV „Froh-sinn“ Ruhrort-Meiderich und den Quar-

tettverein „Eisenwerk Kraft“, Duisburg-Hochfeld. Zum ersten Male treten die Vereine anlässlich des Jubiläums in einem Massenchor mit 275 Sängern auf den Plan.

Die ältesten Blechwalzer

Das alte Blechwalzwerk unserer Hütte ist der Demontage nach dem letzten Kriege zum Opfer gefallen. 1911 mit der Straße 2 in Betrieb genommen, besteht es im April 1936 ein Vierteljahrhundert. Der 18. April ist ein großer Ehrentag für die Belegschaftsmitglieder Johann Willmsen, Heinrich Maaß, Wladislaw Resmer, Wilhelm Reichenbruch, Theophil Schmisek und Obermeister Heinrich Knippert. Sie sind 25 Jahre im Dienst und haben das Feinblechwalzwerk mit aus der Taufe gehoben, sind also die ältesten Blechwalzwerker auf der Hütte gewesen.

Betriebswirtschaft im Feuerwehrturm

Unsere Abteilung Betriebswirtschaft hat schon manchen Umzug hinter sich, seit sie im vergangenen Jahr das aufgestockte Geschoß im „Bundeshaus“ bezog. 1936 führt die Notwendigkeit einer zentralen Zusammenfassung der für die Abteilung arbeitenden Stellen zu der Lösung, den an Pforte I stehenden Feuerwehrturm, dessen erstes Geschoß schon Büro-zwecken diente, aufzustocken. Am 1. September 1936 zieht die Abteilung in das jetzt nicht mehr vorhandene „Turmhaus“, von wo aus nach zwei Jahrzehnten der Weg ins „Bundeshaus“ geführt hat, nachdem der Aufgaben mehr und bedeutendere geworden sind.

Von Monat zu Monat erhöht sich 1936 die Zahl der Dienstjubilare, die 1911 eingetreten sind. Allein im November und Dezember sind es auf der Hütte in Bruckhausen 40 Mann, die meisten davon schon in gesetzterem Alter. Die Thyssen-Hütte ist nun nicht mehr jung, und auch die Belegschaft wird in ihrem Aufbau nach den Lebensjahren merklich älter. Unter den ältesten und älteren Belegschaftsmitgliedern, die seit der Gründungszeit der Hütte dabei sind, beginnen sich die Reihen schon zu lichten.



Was tut sich sonst? Nun, es gibt viel Aufrufe. Und mit einer unheimlich anmutenden Uniformität organisiert, reihen sich Feiern, Jubilarehrungen und Ausflüge aneinander. Das spielt sich alles zellenweise ab, und vor lauter Zellen ist es zuweilen schwierig, aus den Blättern der alten Werkzeugzeitung zu erkunden, um welchen Betrieb es sich bei der einen oder anderen Veranstaltung handelte. Als sei das ganze Jahr mitsamt der Werkschronik in eine Uniform gesteckt worden, das bleibt als Eindruck beim Blick in die alten Blätter.

Das ist die Zeit vor 20 Jahren, die auch ein Stück Hüttengeschichte umschließt, und in der auch der Humor und die bunte Welt privater Wünsche und Neigungen nicht kleinzukriegen waren. Ein Beispiel dafür aus dem Anzeigenteil in der September-Ausgabe der alten Werkzeugzeitung, in dem ein Belegschaftsmitglied bekanntgibt:

„Suche gebrauchten Radio-Apparat (Zweikreiser) Baujahr 1935/36, nur gegen Flaschenwein (Mosel), natur) zu tauschen.“

Es ist ein alter Meidericher gewesen, der offenbar nichts mehr hören und dann die Freude über seine Ruhe begießen wollte... -el.

UNSERE TOTEN

MÄSCH, Heinrich	Bohrer	12. November
GÖBELS, Josef	Pensionär	9. November
HÄGER, Julius	Kranführer	17. November
PAASTORS, Wilhelm	Monteur	17. November
LAHUTTA, Theodor	Pensionär	33. November
WUNSCH, Ernst	Lagerarbeiter	1. Dezember

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN

